Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 3 Leipzig, den 17. Januar 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Herrlichkeit Jesu — Schleiermacher zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung — Von dem genwärtigen Stande der Schriftfrage: 4. Populäre Auseinandersetzung mit der Kritik; 5. Rückhaltlose Anerkennung und Verteidigung Kritik — Die Gesellschaften für ethische Kultur: 3 — Zum Gefängniswesen: 2. Wie hat man bisher diesen trüben Erscheinungen zubeugen gesucht? — Ueber Wissenschaft und Religion. Angeeignetes und Erlebtes. 2 — Parsifal — Verschiedenes: Unheilbar? s Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft über Luthers Lebensende; Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise; Maria und Lazarus — ittung — Anzeigen

Die Herrlichkeit Jesu

Wir warten eines neuen Himmels und einer uen Erde nach des Herrn Verheißung, in welchen erechtigkeit wohnet. 2. Petr. 3, 13.

So sprachen die Christen von Anfang an ihre Hoffnung s. Eine große Hoffnung! Die gesamte Schöpfung bewegt einem Ziele zu, Entwicklung zur Vollkommenheit ist ihr el, das Weltall wird endlich Reich Gottes sein. Diese Hoff- ung ist der Reflex der Herrlichkeit, die die Christen in der erson Jesu anschauten. Er hat Himmel und Erde neu ge- acht. Er hat der Menschheit den Himmel Gottes geöffnet, rch ihn ist das sittlich vollkommene, das ewige Leben in sie ngetreten. Er kam in diese Welt, und wir erkennen in seiner erson, daß Gott in uns wohnen und uns schon hier wahres d ewiges Leben geben will. Er lebte ein Leben, dem das wige stets gegenwärtig war, ein Leben, worin der Geist sich s den Herrn des Zeitlichen und Vergänglichen kundgab. Die acht des Geistes beherrschte das natürliche Leben, der sittliche edanke erwies sich stets als Sieger über die dunkle Leidenschaft.

Darum sprach Jesus: Gott ist Geist. Und er fügte hinzu: ie ihn anbeten wollen, müssen ihn im Geist und in der ahrheit anbeten. Gott anbeten, an Gott glauben, Gott dienen — das heißt nicht etwa: ihm mit Opfern, Gebeten und kirch- chen Werken Ehre erweisen; es heißt vielmehr: das Menschen- erz der Macht des göttlichen Geisteslebens erschließen. Wenn ir in der Kraft des heiligen Geistes, den Gott uns giebt, die ünde, die Selbstsucht und die Leidenschaft des Naturlebens berwinden, wenn wir wachsen in der Wahrheit und in der reiheit des Guten, dann beten wir Gott an. Gott ist Geist — nicht ein umschränktes Wesen, sondern der heilige lebendige Wille, der die ganze Schöpfung durchdringt und trägt und doch icht in ihr aufgeht, sondern sich über ihr ein heiliges Person- eben bewahrt. Gott ist Geist — nicht eine dunkle Naturkraft, ie sich unbewußt zu immer höheren Stufen des Lebens ent- ickelt, sondern der heilige vollkommene Wille, der das Urbild er gesamten geschichtlichen Entwicklung in sich trägt. Das ist er vernünftige Gottesdienst des Christen, daß das Geistesleben Gottes in ihm zur Herrschaft gelangt.

Und Jesus lebte ein Leben der Liebe; er diente den Brüdern, er opferte sich selbst zu ihrem Heil. Darum sprach r: Gott ist die Liebe. Das ewige Leben des Geistes ist Selbst- mitteilung zum allgemeinen Wohl. Kein Mensch kann sich eine Vorstellung von Gottes Wesen machen; aber wenn du die uchende und rettende Liebe Gottes, die dich selig machen will, nnerlich erfährst, dann nimmst du teil an seinem Wesen, du wirst ein Kind Gottes, ja selbst göttlichen Wesens. Nimm Gottes heiligen Geist und Gottes heilige Liebe in deine Seele auf, und du trägst den Himmel schon hienieden in deiner Brust. In Gott leben, teilhaben an Gottes sittlicher und ewiger Kraft, das ist der Himmel. Jesus hat uns diesen Himmel erschlossen, und wenn sein Werk in der Menschheit vollendet ist, dann wird auch dieser neue Himmel zu seiner Vollendung gelangt sein.

Dadurch kommt auch die Erde zur Umwandlung. Jesus lehrt die Menschen, daß sie sich alle als Brüder ansehen sollen. Einer seiner Jünger drückte es so aus: Hier gilt nicht Grieche oder Jude, nicht Mann oder Weib, nicht Herr oder Sklave; ihr seid alle gleich in Christus. Durch diesen Grundsatz wird die gesamte gesellschaftliche Ordnung des Erdenlebens auf eine höhere sittliche Stufe erhoben. Das Weib wird dem Manne als ebenbürtig zur Seite gestellt, die Sklavenketten der heid- nischen Welt fallen, die wirtschaftliche Unterdrückung der Schwachen durch die Starken wird gerichtet. Jesu Wort ist ein Stachel, der immer dringender zur Ausgleichung der wirtschaftlichen Unterschiede antreibt. Erziehung der Menschheit vom Kindes- leben an zur Geistesstärke und zur selbstlosen Liebe verlangt es. Aus der Unwissenheit und Unmündigkeit hat Jesus sie herausgeführt und ihr das sittliche Ideal eingeprägt: Mensch, rette deine Seele! Verzettele und vergeude deine Anlagen und deine Kräfte nicht im Vergänglichen! Du sollst in Gott geistig frei und geistig ewig werden! Nicht durch Weltflucht, sondern so, daß du die Welt durch heiligen Willen bildest und beherrschest! So hat er die Menschheit von dem flüchtigen Genuß des Aeußern in die Tiefe des Innern geführt und ihr den Stachel des Unbefriedigtseins in allem nur Zeitlichen eingedrückt, damit sie in der Welt Gott suche und in ihm Wahrheit, Vollkommenheit und Ewigkeit finde: diese Erde hat Jesus zu einer Bildungsstätte der Geistes- entwicklung gemacht, er hat sie dadurch neu gestaltet. Wenn aber das Ziel erreicht ist, dann ist diese Erde zu einer neuen Erde geworden. Die Herrlichkeit des Himmels und der voll- endeten Erde ist in ihm erschienen. Gelobet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist! Nun warten wir des neuen Himmels und der neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Tn

Schleiermacher zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung

Im Anschluß an die von verschiednen Seiten geführten Erörterungen über das Verhältnis von Religion und Sitte, Religion und staatlicher Ordnung darf man darauf hinweisen, wie sich Schleiermacher vor nahezu hundert Jahren darüber geäußert hat. In der ersten der „Reden über die Religion“ (der weitere Titel: Reden an die Gebildeten unter ihren Ver- ächtern ist auch heute noch recht zeitgemäß!) hat er 1799 Folgendes gesagt:

Schon in das Hilferufen der Meisten über den Untergang der Religion stimme ich nicht mit ein, weil ich nicht wüßte, daß irgend ein Zeitalter sie besser aufgenommen hätte als das gegenwärtige; und ich habe nichts zu schaffen mit den altgläubigen und barbarischen Wehklagen,

wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gotischen Pfeiler wieder emporschreien möchten . . . S. 2*).

Besorget nur nicht etwa, ich möchte am Ende doch noch zu jenen gemeinen Mitteln meine Zuflucht nehmen, euch vorzustellen, wie notwendig die Religion doch sei, um Recht und Ordnung in der Welt zu erhalten, und mit dem Andenken an ein allsehendes Auge und an eine unendliche Macht der Kurzsichtigkeit menschlicher Aufsicht und den engen Schranken menschlicher Gewalt zu Hilfe zu kommen, oder wie sie eine treue Freundin und eine heilsame Stütze der Sittlichkeit sei, indem sie mit ihren heiligen Gefühlen und ihren glänzenden Aussichten den schwachen Menschen den Streit mit sich selbst und das Vollbringen des Guten gar mächtig erleichtere. So reden freilich diejenigen, welche die besten Freunde und die eifrigsten Verteidiger der Religion zu sein vorgeben; ich aber will nicht entscheiden, gegen welches von beiden in dieser Gedankenverbindung die meiste Verachtung liege, gegen Recht und Sittlichkeit, welche als einer Unterstützung bedürftig hingestellt werden, oder auch gegen euch, zu denen also gesprochen wird. Denn mit welcher Stirne könnte ich, wenn anders euch selbst dieser weise Rat gegeben werden soll, euch zumuten, daß ihr mit euch selbst in eurem Innern ein loses Spiel treiben, und durch etwas, das ihr sonst keine Ursache hättet zu achten und zu lieben, euch zu etwas anderm solltet antreiben lassen, was ihr ohnedies schon verehrt, und dessen ihr euch befleißiget? Oder wenn euch etwa durch diese Reden nur ins Ohr gesagt werden soll, was ihr dem Volke zuliebe zu thun habt: wie solltet dann ihr, die ihr dazu berufen seid, die andern zu bilden und sie euch ähnlich zu machen, damit anfangen, daß ihr sie betrügt und ihnen etwas als heilig und wesentlich notwendig hingebt, was euch selbst höchst gleichgiltig ist, und was nach eurer Ueberzeugung auch sie wieder wegwerfen können, sobald sie sich auf dieselbe Stufe erhoben haben, die ihr schon einnehmt? Ich wenigstens kann zu einer solchen Handlungsweise nicht auffordern, in der ich die verderblichste Heuchelei gegen die Welt und gegen euch selbst erblicke; und wer so die Religion empfehlen will, muß notwendig die Verachtung vergrößern, der sie schon unterliegt. Denn zugegeben auch, daß unsre bürgerlichen Einrichtungen noch unter einem hohen Grade der Unvollkommenheit seufzen und noch wenig Kraft bewiesen haben, der Unrechtlichkeit zuvorzukommen oder sie auszurotten; welche strafbare Verlassung einer wichtigen Sache, welcher zaghafte Unglaube an die Annäherung zum Bessern wäre es, wenn deshalb müßte nach der sonst an sich nicht wünschenswerten Religion gerufen werden! Beantwortet mir nur dies Eine: hättet ihr denn einen rechtlichen Zustand, wenn sein Bestehen auf der Frömmigkeit beruhte? und verschwindet euch nicht, sobald ihr davon ausgeht, der ganze Begriff unter den Händen, den ihr doch für heilig haltet? So greifet doch die Sache unmittelbar an, wenn sie euch so übel zu liegen scheint; bessert an den Gesetzen, rüttelt die Verfassungen unter einander, gebt dem Staate einen eisernen Arm, gebt ihm hundert Augen, wenn er sie noch nicht hat; nur schläfert nicht die, die er hat, mit einer trügerischen Leier ein. Schiebt nicht ein Geschäft wie dieses in ein andres ein, denn ihr habt es sonst gar nicht verwaltet; und erklärt nicht zum Schimpfe der Menschheit ihr erhabenstes Kunstwerk für eine Wucherpflanze, die nur von fremden Säften sich nähren kann.

Nicht einmal, ich spreche dies aus eurer eignen Ansicht, nicht einmal der Sittlichkeit, die ihm doch weit näher liegt, muß das Recht bedürfen, um sich die unumschränkteste Herrschaft auf seinem Gebiete zu sichern, es muß ganz für sich allein stehen. Die Staatsmänner müssen es überall hervorbringen können, und jeder, der behauptet, daß dies nur geschehen kann, indem Religion mitgeteilt wird, der behauptet zugleich, daß nur diejenigen Staatsmänner sein sollten, die geschickt sind, der menschlichen Seele den Geist der Religion einzugießen, und in welche finstere Barbarei unheiliger Zeiten würde uns das zurückführen! Ebenso wenig aber kann auch auf diese Art die Sittlichkeit der Religion bedürfen . . . Dies habt ihr genug von denen gehört, welche die Unabhängigkeit und die Allgewalt der sittlichen Gesetze verteidigen; ich aber füge hinzu, daß es auch gegen die Religion die höchste Verachtung beweiset, sie in ein andres Gebiet verpflanzen zu wollen, daß sie da diene und arbeite (S. 16 f.). A C

*) Zitirt ist nach der 7. Auflage (Berlin, Reimer, 1878).

Von dem gegenwärtigen Stande der Schriftfrage

4. Populäre Auseinandersetzung mit der Kritik

Man sollte nun annehmen, wenn auf anerkannt positiv-kirchlicher Seite in der Weise über die Bibel gelehrt wird, wie wir hier nach Grau, Stählin, Schlatter und Kübel einige Proben gaben, dann müsse sich in der Gemeinde doch bald eine weniger beschränkte Beurteilung der ganzen Frage durchsetzen. Wie wenig dies aber der Fall ist, zeigten außer dem schon erwähnten Kierschen Streit, wo von einem „Vorschlag zur Abschaffung des Christentums“ geredet wurde in Bezug auf Thesen, deren Leitgedanke war: „Die heilige Schrift bleibt dem Christen Gottes Wort, auch wenn er die Inspirationslehre hat aufgeben müssen,“ neuerdings wieder die konservativen Zeitungen mit ihren Angriffen auf Kautzschs Bibelübersetzung und andre Kundgebungen

aus dem kritischen Gebiet.*) Vorkämpfer dieser Gemeindeorth
doxie wie General von Hertzberg**) rufen es uns ja deutlich gen
in die Ohren, wir sollten nur nicht wähnen, die von d
gläubigsten Professoren vorgetragne wissenschaftliche Erkenntn
von der Beschaffenheit der Bibel habe so bald Aussicht, G
meingut zu werden. Es wird dazu noch lange Vor- und Ve
mittlungsarbeit unverdrossen gethan werden müssen.

Ein sehr verdienstliches Unternehmen von Fr. Donndo
ist es daher, in einer geschickt geschriebnen Flugschrift: W
stehst du zur Bibel? die berechtigte Kritik und die Erkenntn
von der menschlichen Seite der Schrift mit aller Umsicht u
Vorsicht in die Gemeinde hineinzutragen, und es ist weiter se
anerkennenswert, daß der bekannte Pfarrer Lic. Weber di
Arbeit mit seiner Autorität deckt und sie in der „Sammlu
theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen“ erschein
läßt (1894). Donndorf sagt sehr richtig, es sei „notwendi
daß jeder evangelische Christ zu seiner Bibel eine Stellung g
winne, die ihn der Kritik gegenüber möglichst unabhängig mache
Er legt ganz offen aber maßvoll die Auffassung von Geß u
Grau***) dar, die dem Alten Testament gegenüber als der unvo
kommenen Offenbarungsstufe sachlich einscheidende Kritik übt u
die ganze Schrift an der Person und dem innern Leben Je
des vollkommenen Gotteswortes, gemessen wissen will. Das H
ist ebenso einsichts- wie pietätvoll geschrieben und in sein
Bündigkeit (18 S.) gewiß vortrefflich geeignet, zahlreichen bedenkl
gewordnen Gemeindegliedern neues Verständnis für das go
menschliche Wesen der heiligen Schrift und damit neue Freu
an ihr zu vermitteln. Wir würden die für diese Flugschrift
Aussicht genommene Massenverbreitung mit Freuden begrüße

In derselben Richtung, aber höher liegt das Ziel, das s
J. Petran steckt mit seiner Arbeit: Hat der evangelis
Christ von der kritischen Behandlung der Bibel etw
zu fürchten? Ein Wort zur Verständigung (68 S., 189
Laien, die eingehendere Belehrung über alle hierher gehörig
Fragen, wie Textkritik, Verfasserschaft u. s. w. wünschen — u
deren giebt es mehr, als man gewöhnlich glaubt†) —, seien a
diese Schrift hingewiesen. Sie werden z. B. angeleitet, „st
in zorniges Aburteilen zu geraten, oft gegen Gelehrte dankb
zu werden, weil sie durch mühseliges Erforschen des Buchstabe
manchen reichen geistigen Gewinn und Fortschritt der christlic
Erkenntnis ermöglichen.“ Sie lernen, daß die „modern
Theologie, wenn sie die geschichtliche Entwicklung, menschli
Form und Vermittlung an den heiligen Schriften aufwe
dadurch nicht Gottes Wort zerstören, sondern die Wege öffn
und ebnen will, Gottes Stimme in diesen Büchern zu find
zeigen will, wie ewiger göttlicher Inhalt in mannigfachen Form
und in immer reinerer passenderer Gestalt dargeboten wird.

Auch Professor Bassermann in Heidelberg sucht sich
den Gebildeten über Unsre Stellung zur heiligen Schr
(1893) zu verständigen, aber wohl weniger in dem apologetisc
Sinne wie Petran, der dem traditionell unterwiesenen Laien
unheimliche Gefühl der Kritik gegenüber zu benehmen su
sondern in der „kirchlich liberalen Vereinigung in Baden“ v
tragend, hatte er wohl mehr umgekehrt seine Zuhörer vor ei
Ueberschätzung der Kritik zu warnen. Dementsprechend wer
seine Ausführungen mehr Bedeutung für die Kreise haben,
der Bibel kühl gegenüber stehen und ihrer Gleichgiltigkeit g
das Wissenschaftsmäntelchen umhängen: Was kann uns die Bi

*) Dies erinnert übrigens stark an einen kleinen bezeichnen
Vorgang aus dem Gemeindeleben. Eine junge Dame sieht auf
Tisch ihrer Freundin Weizsäckers Uebersetzung des Neuen Testam
aufgeschlagen und ruft entsetzt: „Was, du liest in dem Weizsäcker, die
ungläubigen Kritiker, der uns die Bibel zerstückt und zerpflückt?“ —
Ja, wir müßten doch eigentlich eine inspirirte Uebersetzung haben!

**) Vgl. Nr. 1, Sp. 4.

***) Vgl. Nr. 2 Spalte 27 ff.

†) Als ich mich auf einer Seereise mit den hier besproch
Schriften beschäftigte, las ein mir wohl bekannter, nicht gerade d
kirchliches Interesse hervorragender höherer Medizinalbeamter zu mei
größten Staunen drei dieser Hefte vollständig durch, und zwar das nac
zu nennende von Bäntsch, das doch durchaus nicht für Laien bere
ist, mit großer Befriedigung! Wir sollten auch darin mutigern
freudigern Glauben beweisen, daß wir unsern Gebildeten mehr Inte
für diese Dinge zutrauen und zumuten!

…ch sein, die von der historischen Kritik schon so abgethan ist! …aher sind die beiden Sätze, in denen Bassermann seine Dar…ung zusammenfaßt, wohl so „liberal," daß mancher zweifel…ft sein kann, ob wir hiernach in der Schrift überhaupt noch Gottes Wort zu suchen haben; für seinen Zweck aber stellen sie …wiß klar und treffend das Mindestmaß dessen fest, was auch …e schärfste und „profanste" Kritik vom Werte der Bibel be…hen lassen muß. Die beiden Sätze lauten:

Die heilige Schrift ist uns, die wir der freien historisch-kritischen …issenschaft nirgends von außen Schranken setzen und alles, was sie …rklich erhärtet, unumwunden anerkennen, erste, vornehmste und beste …rkenntnisquelle für das ursprüngliche und eigentlich Christliche, insofern …utorität, aber nicht Autorität eines absolut göttlichen Offenbarungs…ortes, sondern historische Autorität eines relativ allen andern vorzu…chenden litterarischen Denkmals, eine Autorität also, von der wir uns … immer nur in Freiheit führen lassen können. Und: Die heilige …chrift ist uns ein Gnadenmittel, aber kein mechanisch wirkendes, weil …in äußerlich fertiges und abgegrenztes, sondern ein solches, das erst …urch die seinem Wesen entsprechende historisch-litterarische Behandlung …esen seinen religiösen Wert erschließt und die in ihm enthaltne Offen…arung zur Geltung bringt, aber ebenfalls wiederum nur relativ, …er relativ das beste, das originalste und reinste.

Und die schöne Schlußzusammenfassung:

Von der einen Seite entsteht durch die historische Forschung die …elativ-objektive Gewißheit über das, was ursprünglich und echt christlich …t, und von der andern Seite entsteht durch persönliche Erfahrung, Er…probung und Wertung die relativ-subjektive Gewißheit, daß eben dies …ne, ja die höchste Offenbarung Gottes an uns ist, die erlösende Offen…barung Gottes in Christus, von der der vierte Evangelist mit Recht …agt: das Wort ward Fleisch. Beides durch die heilige Schrift, die eben …eshalb als die Grundlage reinster Christentumserkenntnis, als die …utorität echter christlicher Frömmigkeit und als die Quelle kräftigster …hristlicher Erbauung für unsre Kirche allezeit der treueste Schatz und …er Gegenstand ernstester Forschung und treuester Benutzung bleiben muß.

Fast noch wichtiger aber als die Aufklärung der Gemeinde …und der Gebildeten über die hier zu erwägenden Thatsachen …rscheint das Problem, wie der Unterricht in niedern und höhern Schulen nach diesen richtigern Erkenntnissen zu gestalten sei. Wilhelm Heß, Professor am Gymnasium in Freiburg, bietet neuerdings unter dem Titel „Die Bibel" eine „Einführung in Inhalt und Verständnis der heiligen Schrift für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium." Es ist hohe Zeit, daß die Bibelkunde vom Standpunkte der geschichtlichen Schriftforschung auf den Gymnasien und Seminaren betrieben wird, wenn man auch vorläufig noch über das Maß der Anwendung dieses Prinzips sehr verschiedner Meinung sein wird; zumal hier doch das pädagogische Interesse in erster Linie zu berücksichtigen ist. Heß eignet sich die Ergebnisse der neuern Bibelkritik, wenn auch in gewissen Grenzen, an. — Uebrigens hat auch Professor Schlatter eine Bibelkunde herausgegeben: Einleitung in die heilige Schrift (Calwer Verlag, 1889), wo er jedenfalls seine oben dargelegten Grundsätze nicht verleugnen wird. Wer noch ängstlich vor der Kritik ist, fange lieber mit dieser Schrift an oder lasse damit anfangen.*)

Endlich ist in diesem Zusammenhange noch eine höchst empfehlenswerte ausländische Arbeit zu nennen, die uns im deutschen Gewande nahe gebracht ist: Gottes Offenbarung, oder: Warum glaubst du nicht an die Bibel? Deutsch nach The theory of Inspiration von J. M. Wilson (Glogau, C. Flemming. 60 S., 1892). Obwohl wir ja im eignen Lande an Schriften über diesen Gegenstand keinen Mangel haben, ist es doch nur erfreulich, auch ein gutes Zeugnis aus der Mitte des protestantischen Volkes zu vernehmen, das wegen seiner gesetzlichen Verehrung des inspirirten Schriftbuchstabens bekannt ist. Interessant ist es darum zu beobachten, wie ernst und innig der Verfasser mit seinen Zuhörern und ihren Vorurteilen ringt und ihren Glauben auf ein besseres Fundament zu stellen sucht als auf die morsche Stütze der Verbalinspiration. Dem bibelgläubigen Engländer muß er alles Ernstes die Frage beantworten: „Kann ich Christ werden, ohne an die göttlich verbürgte Fehllosigkeit der Bibel zu glauben?" Er zeigt da sehr gut, daß die Frage nach der Inspiration eine ganz interne ist und eigentlich nur für den existirt, der von der Bibel ergriffen, bereits an sie gläubig geworden ist und nur nach einer Definition des Eigentümlichen sucht, das ihn in der Bibel ergriff. Wer mit

*) Empfohlen Jahrg. 1891 Nummer 28.

Aufrichtigkeit und herzlichem Gebet um Erleuchtung sein Neues Testament liest, und wenn er es läse, wie irgend ein andres Buch, er muß dort lernen Jesum zu bewundern, lieb zu gewinnen; dann hat er die Sache selber, auf die es ankommt, ergriffen, auch ohne eine Definition von Inspiration; auf einem praktischen Wege findet er in der Bibel Gottes Wort.

Eingehend beschäftigt sich dann der Verfasser in einem zweiten Vortrag mit den bekannten „Schwierigkeiten" des Alten Testaments: Schöpfungsbericht, Urgeschichte, unvollkommne Sittlichkeit u. s. w. und weist die allmählich sich entfaltende Offenbarung der göttlichen Wahrheit in der Bibel auf, auch in der Entwicklung der Sittlichkeit:

Immer war die belehrende, erziehende Stimme hoch über dem jeweiligen Standpunkt des Volkes, nicht war sie ein bloßer Ausfluß, ein sich von selbst ergebendes Resultat semitischer Volkseigenart. Eine zweckbewußte Führung war es, die sie leitete auf Pfaden, die sie selber nicht kannten.

Andrerseits berichtet gerade die Bibel von einem immer wachsenden Kundwerden Gottes in Herrlichkeit und Heiligkeit und nicht nur von einem Aufwärtsstreben des Menschen. Somit ist es nichts andres als heiliger göttlicher Geist, der das Ganze durchatmet und über alles Menschenwort erhebt. Das berühmte Dilemma also: „entweder ist die Bibel buchstäblicher Ausspruch Gottes oder bloßes Menschenwort, ein Buch wie andre Bücher," ist ganz einfach ein grober Trugschluß. — Wilsons Inspirationstheorie ist die Theorie stetiger Inspiration einer sich steigernden Erleuchtung in Glaube und Sittlichkeit.

Wilsons Schrift scheint uns ganz besonders glücklich und verständnisvoll auf den Standpunkt der in der Tradition Gebundnen einzugehen und vortrefflich ohne faule Kompromisse zwischen der alten und der kritisch geklärten Auffassung von der Schrift zu vermitteln.

5. Rückhaltlose Anerkennung und Verteidigung der Kritik

Außer Professor Bassermanns Vortrag, der vor Laien gehalten war und darum dem vorigen Kapitel zugezählt wurde, möchten wir noch zwei sehr interessante Schriften der theologischen Richtung anführen, die sich bei voller Wahrung des Offenbarungsstandpunktes ohne Beklemmung und Einschränkung auf den Boden der historisch-kritischen Schriftforschung stellen, einen Vortrag vor der Erfurter Pastoralkonferenz 1892 von Lic. Dr. Bäntsch über: Die moderne Bibelkritik und die Autorität des Gotteswortes und die akademische Antrittsrede von Professor Gottschick in Tübingen über: Die Bedeutung der historisch-kritischen Schriftforschung für die evangelische Kirche.

Bäntsch möchte dazu mithelfen, das von Delitzsch als für die Zukunft der Kirche entscheidungsvoll bezeichnete Strebeziel zu erreichen, das rechte Aequilibrium zwischen den unveräußerlichen Fundamenten der Offenbarungsreligion und den unleugbaren Befunden litterarischer und historischer Kritik herzustellen. Zu dem Zwecke möchte er die Vertreter der Kirche dazu bringen, den unbequemen Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung leidenschaftslos ins Angesicht zu sehen und dann ruhig die Frage zu stellen: Verträgt sich mit ihnen noch die Autorität des göttlichen Worts, die göttliche Offenbarung? Somit giebt er nun ein anschauliches Bild von den Erträgen insbesondre der alttestamentlichen Schriftforschung und zeigt, wie gerade durch die dogmatisch nicht gebundene Erforschung des Geschichtsverlaufs auf Grund der vorhandnen Quellen sich auf dem Boden der kritischen Methode eine richtigere und höhere Schätzung der in der Geschichte wirkenden göttlichen Kräfte ergebe. Denn auch die moderne kritische Wissenschaft „sieht in der Geschichte der Menschheit ein unter göttlicher Leitung sich vollziehendes Werk." Eben in der Entwicklung der Geschichte offenbart sich Gott, während nach dem alten schlechthin supranaturalistischen Offenbarungsbegriff Geschichte und Offenbarung ohne Beziehung auf einander, ja oft genug im Gegensatz zu einander aufgefaßt werden.

Wenn nun aber die moderne kritische Wissenschaft eine Offenbarung Gottes in der Geschichte seines Volks nicht nur nicht ausschließt, sondern vielmehr fordert, so muß sie doch folgerichtig auch in den Schriften,

die diese Geschichte ja nicht nur begleitet, sondern durch ihren Inhalt zum guten Teile erst in Fluß gebracht haben, eine Gotteskraft anerkennen, d. h. sie muß das Wort des lebendigen Gottes in ihnen sehen und seiner Autorität sich fügen.

Es ist also das wahrhaftige Wort Gottes, was auch die moderne Kritik nicht antastet in der Bibel, aber freilich nicht das wunderhaft vom Himmel gefallene, sondern das psychologisch vermittelte Wort Gottes. In der von Menschen verfaßten und das menschliche Gepräge an sich tragenden Bibel haben wir aber das Wort Gottes nicht so, daß wir es aus allen menschlichen geschichtlichen Zuthaten und Einfassungen herausschälen könnten.

Das Wort Gottes geht vielmehr durch die ganze heilige Schrift wie ein heiliger Odem, hier leise wehend, dort kaum noch vernehmbar, hier wieder mächtig anschwellend und wie Orgelton brausend.

Die heilige Schrift ist einem beseelten Organismus zu vergleichen, dessen Seele das Wort Gottes ist.

Prinzipieller noch als Bäntsch behandelt Gottschick das Problem und dringt in seinen Herzpunkt ein. Die Gedankenfülle dieser akademischen Antrittsrede läßt sich nicht in einem kurzen Auszuge wiedergeben; wer sich für die Frage interessirt, muß diese Arbeit eben selbst studiren. Hier tritt ein Mann mit solcher innern Ueberzeugungskraft für das gute Recht der kritischen Schriftforschung ein, daß er auch auf Widerwillige des Eindrucks nicht verfehlen kann. Jedenfalls macht er es ihnen schwer, ihn mit Gründen zu widerlegen. Er fordert für die Arbeit der kritischen Schriftforschung, daß sie, „mag sie auch im einzelnen manches zerstören, was mit dem Höchsten des Menschen, mit dem religiösen Glauben, durch die Gewöhnung verwachsen ist und von dem sich deshalb niemand ohne Schmerz loslöst, doch im ganzen die Klarheit, Gewißheit und Kraft dieses Glaubens fördert, daß alle ihre Negationen traditioneller Anschauungen die religiöse Position selbst nur stärken und vertiefen.“ Und dieser Forderung genügt sie in der Verfolgung ihres doppelten Zieles, die einzelnen Schriften der Bibel so zu verstehen, wie sie ein Ausdruck der Gedanken ihrer menschlichen Verfasser sind, und wie diese sie von ihren ursprünglichen Lesern haben verstanden wissen wollen; und sodann mit Hilfe der so verstandnen Schrift ein Bild von der Geschichte gewinnen, deren Denkmal sie ist, ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung und Religion Israels, von der Stiftung der christlichen Gemeinde und von ihrer grundlegenden Entwicklung.*)

Aehnlich wie Bäntsch erklärt Gottschick, durch die kritische Schriftforschung sei nicht im mindesten die Anerkennung ausgeschlossen, daß es Gottes Offenbarung ist, die das erzeugt hat, was in der Bibel seinen litterarischen Ausdruck findet, die Religion Israels und den Glauben der ältesten Christenheit; aber die Offenbarung Gottes, der die unbedingte Autorität zukommt, kann dann nicht mehr die Schrift selbst sein, sondern ist das, was den in ihr sich bezeugenden Glauben ins Leben gerufen hat. Dann aber weht Gottes Geist, wie er die Persönlichkeit der biblischen Schriftsteller beseelt hat, so auch in ihren Schriften. — Nun will aber Gottschick den Gegensatz zwischen dem überlieferten Bibelglauben und der wissenschaftlichen Schriftforschung keineswegs durch künstliche Vermittlungen verdecken oder verdeckt wissen; er legt vielmehr in spannender Weise dar, daß diese Zwiespältigkeit schon in der Reformation im Keime angelegt war. So gewiß die Reformatoren einerseits die Schrift auf Grund der Anerkennung ihrer Inspiration mit dem Worte Gottes gleichsetzten, so gewiß liegt doch, auch abgesehen von den Ansätzen zu eigentlicher Kritik bei Luther, in dem reformatorischen Auslegungsprinzip, daß die Schrift nur einen Sinn habe, den eigentlichen, der Keim der historisch-grammatischen Exegese des neuern Protestantismus. Und wiederum die Schriftautorität anlangend: Luther ist die Schrift das eine mal ein Lehrgesetz, dem der Verstand unterworfen werden muß; das andre mal gilt ihm als unbedingte Autorität vielmehr der

*) Solche klare Zielbestimmung wäre zuweilen alleine imstande, unwissenden Zeterern den Mund zu stopfen, solchen z. B., die, wie ich mit eignen Ohren einen Pastor habe sagen hören, meinen, „der Zweck der Kritik sei, in der Bibel Stellen zu finden, die ausgemustert werden könnten!“

Inhalt des Evangeliums, und zwar nicht, weil sein göttlich Ursprung von vornherein feststeht, sondern weil dieser Inha durch seine Wirkung auf Gewissen und Herz, durch seine Kra zu Gott zu führen und die Freiheit und Selbständigkeit eine in Gott gegründeten Lebens zu schaffen, sich selbst als Wo Gottes erweist. Und seine Autorität ist nicht die eines Gesetze das die Annahme unverstandner Lehrsätze fordert, sondern d einer höhern Kraft, die die persönliche Ueberzeugung von de Wahrheit und Notwendigkeit seines verstandnen Inhalts selb hervorbringt. Luthers „innere Stellung zur Schrift geht als das eine mal aus der kirchlichen Ueberlieferung, das andre m aus der reinen reformatorischen Glaubensgewißheit hervor. Mit der hier begründeten selbständigen und eigenartigen Autorit des Evangeliums, der Offenbarung Gottes in Christo, gilt e nun vollen Ernst zu machen.

Schließlich möchten wir noch hinweisen auf ein höchst inter essantes, leicht lesbares und sehr lesenswertes Buch, das si über die Frage nach dem Recht oder Unrecht der Kritik in de umfassendsten Weise ausspricht: Martin Finckh behandelt da Problem Kritik und Christentum (Stuttgart, 1893; 234 S. in so anregender, konkreter Form und mit solcher persönliche Teilnahme, namentlich mit solchem herzlichen Verständnis fü die Not der Laien in dieser Sache, daß man seine helle Freud daran haben muß, wie die gern als so öde, blaß und blo leichensezirend verschrieene Kritik solch ein lebenswarmes, farben sattes Buch veranlassen kann. Er beschränkt sich nicht auf di Erwägungen für und gegen die Bibelkritik, sondern nimmt de anstößigen Begriff „Kritik“ nach seinem ganzen reichen Inhal und weist schlagend nach, daß das Recht der Kritik gerade eine Lebensfrage für das Christentum ist, „eine Vorbedingun kräftiger und klarer Erfassung des Christentums“; andrerseit freilich ist sie nicht bloß überhaupt gefährlich, sondern so lang sie dauert, giebt es keine Glaubenszuversicht:

Es müssen also, wenn anders das Christentum Bestand haben sol sozusagen fertige und unfertige, mit der Kritik zu Ende gekommne un in dieselbe erst eintretende Personen gleichzeitig dasein.

Man sieht, der Verfasser ist originell und nicht einseitig. — Speziell der Bibelkritik wahrt er ihr Recht durch das Gleichnis

Beansprucht die Bibel Gottes Wort zu sein, so wird sie doch di Prüfung dieses Anspruches nicht verwehren; der Bote des Königs mu allerdings geehrt werden wie des Königs Majestät selber, aber er mu es sich vorher gefallen lassen, daß man ihn um seine Legitimation fragt Und wenn einer käme und sich für den Boten des Königs ausgäbe, au die Frage nach seiner Legitimation aber grob würde und mich einschüchtern wollte mit der Rede, daß sich seine Legitimation ganz von selbst verstehe einen solchen würde ich nach königlichem Recht zur Thür hinausweisen und sollte es sich dann herausstellen, daß er doch des Königs Bote war so würde ein gerechter König nicht mich, sondern die Ungeschicklichkei seines Boten für die Sache verantwortlich machen. Gott ist aber ei gerechter König.

Suchen wir in einem Schlußartikel die Ergebnisse unsers Rundgangs festzustellen. v R

Die Gesellschaften für ethische Kultur

3

Oder man bekenne doch offen, daß es sich in dem Satze „Liebe die Menschheit über alles“ nicht um einen Satz der Wissenschaft, sondern um einen neuen Glauben, aber Glauben jetzt im strengen Sinn des Wortes genommen, handelt. Wer das aber erkannt hat, der hat nun denselben vermeintlichen Fehler begangen, den man den Religionsgesellschaften vorwirft: er hat sich mit dem ersten Schritt, den er that, auf den Boden des Unbeweisbaren begeben. Die Menschheit, an die er glaubt, ist noch etwas Transzendentes; die eine große Menschheit gemeinsam verbunden in Liebe, Schuld und Leid, Freude und Genuß sieht nicht jedes Auge, nur von dem Auge des Glaubenden, Hoffenden wird sie gesehen, in unsrer Gegenwart ist wenig von ihr vorhanden. Wer aber das alles erkannt hat, der muß sich sagen, daß er wenig oder gar nichts, was die Hauptsache betrifft, von der Macht des wissenschaftlichen Beweises erwarten darf. Ganz andre Hebel sind hier in Bewegung zu setzen und wirken: die Ueberzeugungskraft der Persönlichkeit, deren Gewißheit hinter aller wissenschaftlichen Be-

weisbarkeit ruht, die Macht des Gemüts und des Willens, die sich einer widerspruchsvollen Welt gegenüber nicht beugt.

Damit stehen wir schon vor jener andern Strömung innerhalb der Gesellschaften, jenem Idealismus, der in der That auf Glauben im engern Sinne des Wortes beruht. — So sehr wir uns dieser Richtung freuen, so viel Verwandtes und Sympathisches uns auch in den Artikeln eines Salter begegnet, so müssen wir doch auch hier die kritische Frage, nicht etwa nach den Gründen, aber doch nach der innern Kraft und Selbstgewißheit dieses Glaubens erheben. Trägt er die Gewißheit in sich, daß er in einer wilden und verworrenen Welt widerstreitender Meinungen die Oberhand zu behaupten vermag? Daß er imstande sein könnte, den rohen und schlechten Egoismus, mit dem doch viele Menschen einfach nicht leben können, wenigstens bei den geistig Höherstehenden zu unterdrücken, soll nicht geleugnet werden. Aber wird er jenen oben geschilderten feineren und edleren Egoismus mit seinen gewichtigeren Gründen, jenen Egoismus, der schließlich in jeder rein ästhetisch-künstlerischen Lebensanschauung vorherrscht, überwinden können? Ist nicht doch das Ideal: „Liebe die Menschheit" gar zu abstrakt, in nebelgrauer Ferne verschwimmend? Zeigt nicht jene berückende Weltanschauung des Dichters und Künstlers — eines Goethe — greifbarere, näher liegende und doch nicht zu verachtende Güter? Vielleicht liegt doch auch in der hier vertretenen Ueberzeugung des ausschließlichen Wertes der Gegenwart und der Einzelpersönlichkeit tief verborgen eine Wahrheit, die jener ethische Idealismus, sich selbst überstürzend, vernachlässigt. — Ferner kann man bei besonnener Betrachtung darüber nicht im unklaren bleiben, daß jenes Ziel der allgemeinen Wohlfahrt des Menschengeschlechts doch höchst unbestimmt, vor allem höchst relativ ist. Wer mit besonnenem geschichtsphilosophischem Blick Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beobachtet, muß eigentlich zu der Ueberzeugung kommen, daß nur die Hoffnung übrig bleibt, mit aller unsrer Arbeit zu erreichen, daß es dem Menschengeschlecht ein wenig besser gehen wird als jetzt. Selbst die Hoffnung, daß wir auch nur das reiche harmonische Leben, die innere Befriedigung, die gewisse Epochen der menschlichen Vergangenheit auszeichnen, in absehbarer Zeit wieder erreichen werden, erscheint bei unsern unglaublich verworrenen und vergifteten Lebensverhältnissen allzu kühn. — Es soll nicht geleugnet werden, daß selbst bei solcher Ueberzeugung der Opfermut und die Hingabe im Dienste der Menschheit in voller lebendiger Kraft erhalten bleiben können. Man wird diesen Idealismus festhalten als das einzig Sinnvolle in einer dunkel und verworren gewordnen Welt — in stiller Resignation. Ich glaube aber, daß sich für die Mehrzahl jener idealistische Standpunkt nicht festhalten läßt ohne Illusion.

Diese Erscheinung liegt wenigstens in den Gesellschaften für ethische Kultur vor. Für die weitaus meisten Anhänger der Bewegung bekommt jene Arbeit und Aufgabe neuen Glanz und eine verlockende Gestalt durch einen starken Zukunftsglauben, durch eine diesseitige Eschatologie. Man glaubt vor einer großen gewaltigen und heilvollen Entwicklung der Menschheit zu stehen, durch die ihr Dasein auf eine neue höhere Basis erhoben wird, man wartet wie Nora im Puppenheim auf das Wunderbare, was sich ereignen soll und lebt diesem entgegen in ahnungsvoll stürmischer Begeisterung. Der Idealismus und Enthusiasmus gilt der neuen erhofften Menschheit voller Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, die kommen soll.

Und hier ist nun der Punkt erreicht, an dem sich die Bestrebungen der Gesellschaften mit den sozialistischen Ideen des heutigen Tages berühren. Wer den entwickelten Gedanken bis hierher gefolgt ist, wird erkennen, daß hier keine nur zufällige Berührung vorliegt, sondern eine Annäherung, die ihre tiefere und notwendige Ursache hat. Ja, letztlich ist die ganze Bewegung nur zu verstehen vom Boden des in unsern Tagen entbrannten sozialen Kampfes — ein neuer Beweis für die noch immer anschwellende Mächtigkeit der sozialistischen Bewegung.

Es sei jedoch zunächst hervorgehoben, daß sich die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur in einem ganz wesentlichen Punkt von dem eigentlichen Parteisozialismus unterscheidet, nämlich in der starken und energischen Betonung der Wahrheit, daß die soziale Frage in erster Linie eine ethische und erst in zweiter eine wirtschaftliche sei. Im übrigen ist die Stellung der Gesellschaft zum Sozialismus — auch hier wieder — eine gespaltene. Das Gemeinsame und Einigende beider Richtungen ist dabei, wie schon einmal betont wurde, die Ueberzeugung, daß sich die gegenwärtige Gesellschaft in der Richtung weiterer Ausbildung sozialer Ideen und der Beschränkung des Individualismus bewegen muß. Aber hier trennen sich die Wege. Nur wenige Wortführer der Bewegung — unter ihnen vor allem Jodl — stehen noch mit ruhiger besonnener Kritik dem eigentlichen Sozialismus gegenüber. Für sie geben die sozialen Gedanken nur die Richtung an, in der augenblicklich gearbeitet werden muß; sie sind überzeugt, daß es eine rein wirtschaftliche vollkommne Lösung der sozialen Frage nicht giebt, daß vielmehr im wirklichen Leben der Menschheit immer Kompromisse zwischen dem Sozialismus und den berechtigten Ansprüchen des Individualismus geschlossen werden müssen. Sie sind nicht der Meinung, daß eine vollständige Neuordnung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erfolgen muß. Die weit überwiegende Mehrzahl der Wortführer der deutschen Gesellschaft — aber auch, wie es scheint, der übrigen Vereine — denkt im eigentlichen Sinne sozialistisch; sie glaubt an die Notwendigkeit einer absoluten Neuordnung des Gemeinschaftslebens der Menschen, durch die das Dasein der Menschen eine neue höhere Stufe erreichen werde. Sie teilt mit der Sozialdemokratie den Traum eines Zukunftstaats. Die besonnenen und ruhigen Ausführungen Jodls über die soziale Frage haben auf der ganzen Linie der berufensten Vertreter der Gesellschaft starken und teilweise bittern Widerspruch erregt. Es vollzieht sich in den Gesellschaften eben eine notwendige Bewegung. Begeisterung und Wärme für die großen gemeinschaftlichen Ziele der Menschheit werden in breitern Massen nur dann geweckt, wenn diese Ziele verklärt und gleichsam in Ueberlebensgröße erscheinen in der Fata Morgana einer goldnen Zukunft.*) Kurz und treffend wird diese Stimmung in dem Wort zusammengefaßt: Religion ist der Glaube an die Menschheit und ihre dereinstige Herrlichkeit (Ethische Kultur II, 13).

Unabhängig von allen politischen Bestrebungen wollte die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ihre Arbeit thun. Dennoch ist sie in Gefahr, wie dies die Führer der Sozialdemokratie schon selbst eingesehen haben, eine Schutztruppe des Sozialismus unter den Gebildeten zu werden. Jener oben erwähnte trennende Gesichtspunkt, die Betonung des Ethischen vor dem Wirtschaftlichen, dürfte auf die Dauer nicht mehr trennend sein. Denn je mehr die Sozialdemokratie gerade unter den Gebildeten offnen Anhang gewinnt, wird man dort einer Schätzung geistiger und sittlicher Faktoren im Volksleben geneigter werden. Auf der andern Seite aber ist dann, wenn man es einmal für möglich hält, daß durch eine wirtschaftliche Neuorganisation ein höheres Dasein der Menschheit erreicht werden wird, die Gefahr sehr groß, daß man auf die wirtschaftlichen und nicht auf die eigentlich ethischen Aufgaben alles Gewicht zu legen beginnt. Und Spuren auch dieser Anschauung finden sich unter der Oberfläche innerhalb der Ethischen Kultur.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, die damit Ernst macht, die Moral aus ihrer alten Verbindung mit der Religion loszulösen, wird, wie es scheint, damit enden, daß sie in eine mehr und mehr bedenkliche Annäherung an eine politische Partei gerät.**) Der ethische Idealismus erscheint hier an den Traum einer wirtschaftlichen Neugeburt der Menschheit gekettet; die „Utopie" der Religion hat man aufgegeben und dafür eine politische Utopie eingetauscht. Denn eine Utopie bleibt das sozialistische Zukunftsgemälde. Mag man noch so sicher überzeugt sein, daß der Weg der Menschheit vorwärts und aufwärts geht, mag man glauben, daß uns die soziale Bewegung unsrer Tage ein gutes Stück vorwärts bringen wird — und

*) Vergl. zu dem Gesagten Jodls Ausführungen II, 14 f., dazu Gizycki II, 15; Neupaur II, 29; W. Förster II, 22 und 29, ferner die Artikel von Tönnies, Harmening u. s. w.

**) Diese Entwicklung ist auch klar erkannt in dem überhaupt lehrreichen Artikel von Reinhold II, 31 ff.: Was uns eint.

ich glaube daran —, eine Utopie bleibt der Gedanke an eine „dereinstige Herrlichkeit“ des Menschengeschlechts, die Hoffnung auf ein goldnes Zeitalter. Auf hartem, mühsamem und dornigem Wege, mitten in wilden ringenden und sich steigernden Problemen zieht die Menschheit ihre Bahn; hoffen können wir, daß es ihr immer wieder gelingen wird, sich über Wasser zu halten und der immer schwieriger und verwickelter werdenden Verhältnisse und Gesetze, die ihr Dasein bedingen, einigermaßen Herr zu werden. Ein Ausruhen in einem goldnen Zeitalter wird ihr niemals beschieden sein. Sprungweise geht die gesunde Entwicklung nun einmal nicht vorwärts; die Volksleidenschaft mag dahin treiben, daß sich die Ereignisse im Sprunge entwickeln, aber vor dieser Entwicklung würden wir denn doch erschrecken. Die Gebildeten unsrer Tage sollen sich hüten, jenen wirren Traum des Volkes selbst zu teilen und zu nähren. Denn wenn es nicht gelingt, die Seele des Volkes allmählich von diesem Traum zu lösen und sie in die Welt realer Verhältnisse zurückzuführen, so muß einmal ein jähes Erwachen und damit die Verzweiflung, die zum Aufruhr gegen die bestehenden Verhältnisse führt, die Folge sein. Bsst

---

Zum Gefängniswesen

2. Wie hat man bisher diesen trüben Erscheinungen vorzubeugen gesucht?

Das Mittelalter ist weit reicher an Strafarten gewesen als die heutige Zeit. Abgesehen von begleitenden Nebenstrafen wie Ehrverlust u. s. w. besitzen wir nur vier Strafarten: Verweis, Freiheitsstrafe, Geldstrafe und Todesstrafe. Gegen welche Art von Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen erweisen sich diese Strafarten heute so machtlos? In erster Linie denke ich hier an die Pestbeule aller Großstädte, an die Prostituirten und ihre Zuhälter. Nach § 361,6 des Reichsstrafgesetzbuchs wird mit Haft bestraft eine Weibsperson, die wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt ist, wenn sie den in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt oder, ohne einer solchen Aufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treibt. Diese Bestimmung des Strafgesetzbuches ist nur aus hygienischen Motiven abgeleitet, die auf den Schutz des Publikums abzielen. An eine moralische Besserung der prostituirten Frauen durch die Strafe scheint man gar nicht gedacht zu haben. Diese Haftstrafen, deren Höchstbetrag nach § 28 des Reichsstrafgesetzbuches sechs Wochen erreichen darf, prallen ganz resultatlos an den Betroffenen ab. Die kurze Zeit der Haft, während deren sie zu einer ernsten Arbeit gar nicht angehalten werden können, weder gesetzlich noch wegen der Kürze der Zeit, sind erfahrungsgemäß eine Erholungspause für ihr ekelhaftes Treiben. Dazu kommt, daß die Polizei, anstatt ihnen das Leben sauer zu machen, aus Scheu vor teuern unnützen Kostgängern sehr gelinde mit ihnen umzugehen pflegt, ganz zu geschweigen von sehr niedrigen zarten Rücksichten, die von einzelnen Organen auch genommen werden. Die Haftstrafen verlaufen nicht nur ganz unnütz, sondern tragen dazu bei, das Ansehen der Rechtspflege in unserm Volksbewußtsein zu schwächen und das Gewerbe der Prostitution als recht verlockend erscheinen zu lassen. Zwar bestimmt § 362 Absatz 2, daß bei der Verurteilung zur Haft zugleich erkannt werden kann, daß die verurteilte Person nach verbüßter Strafe der Landespolizeibehörde (Verbringung in ein Arbeitshaus) zu überweisen sei. Aber in der Regel geschieht dies doch erst, wenn eine Prostituirte innerhalb eines Jahres wegen derselben Uebertretung mehrmals rechtskräftig verurteilt worden ist. Da das Gesetz die Hinterthüre offen gelassen hat, daß unter der polizeilichen Aufsicht im Sinne des § 361 Nr. 6 des Reichsstrafgesetzbuches nur eine solche zu verstehen ist, die an dem Orte angeordnet ist, wo der Betrieb der Gewerbsunzucht stattfindet, so weiß man in diesen Kreisen ganz genau, zur rechten Zeit an einem Orte, wo der Boden heiß geworden ist, zu verschwinden, um an einem andern Orte zunächst unkontrollirt aufzutauchen und dort etwa ein neues

Strafregister zu beginnen. Frankfurt a. M., Köln, Berlin, München stehen in dieser Beziehung in einem gewissen Kartell. Da ferner die korrektionelle Nachhaft mit Rücksicht auf das Unterstützungswohnsitzgesetz auch nicht den Zeitraum von zwei Jahren überschreiten darf, so rufen die Verurteilungen zu Arbeitshaus wohl unbehagliche Stimmungen in diesen Wesen wach, aber ihr Ziel der Besserung verfehlen sie in den weitaus meisten Fällen. Dirnen mit 60 bis 90, ja mit über 100 Haftstrafen ohne besonders viele Arbeitshausstrafen sind keine Seltenheit.

Was hat die christliche Liebesthätigkeit bis jetzt gethan, um diesem Elend zu steuern? Die Magdalenenasyle, die Vorasyle, die Arbeiterinnenkolonien nach dem Muster des vom Pastor Isermeyer in Hildesheim gegründeten Frauenheims haben sich mit bewunderswerter Selbstverleugnung der Aufgabe unterzogen, diese Parias der Gesellschaft aufzunehmen, zu erziehen und der Gesellschaft wiederzugeben. Aber so lange die jetzt geltende Gesetzgebung das Laster großzieht, statt es mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, sind die Erfolge dieser Anstalten so gering anzuschlagen, daß man ihr Streben für verlorene Liebesmühe ansehen muß. Denn was will es heißen, wenn eine Anstalt wirklich 10 bis 20 Insassen birgt, die von der Straße entfernt sind, wenn der Hydra ähnlich 100, ja 200 neue Dirnen an Stelle der relativ gebesserten Frauen treten. Was wollen zehn relativ gerettete Mädchen bedeuten gegenüber Tausenden, ja Zehntausenden, die auf dem Wege des Lasters verharren. Gewiß, eine Menschenseele retten, ist Gewinn, aber doch heißt es von Jesus: „er sah das große Volk, und es jammerte ihn derselbigen und heilete ihre Kranken. Alle Asylgeistlichen werden außerdem zugestehen, daß zu ihren schmerzlichsten Erfahrungen die gehört: noch lange nicht alle sind gerettet, die ein Magdalenum aufsuchen, sondern ein sehr großer Prozentsatz ist zweifelhaft und recht unsicher.

Gegen die Begleiter dieser Dirnen, ihre Beschützer gegen die herannahenden Polizisten und ihre Vermittler mit der Männerwelt, gegen die Zuhälter, bestimmt § 180 des Reichsstrafgesetzbuches: wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zuläßigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.

Diese Bestimmung ist eine der unverständlichsten Milden des ganzen Strafgesetzbuches. Wie die Haftstrafen an den Dirnen, so verlaufen die Gefängnisstrafen an den gewerbsmäßigen Kupplern und Kupplerinnen gänzlich erfolglos. Warum hat man wenigstens nicht in diesen Paragraphen die Bestimmung aufgenommen: „wird wegen Kuppelei mit Gefängnis und im wiederholten Rückfall mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft,“ eine Bestimmung, die § 181 des Reichsstrafgesetzbuches gegen Eltern, Lehrer, Geistliche, Vormünder festsetzt, die sich dieses Verbrechens schuldig machen. Freilich auch diese strengere Bestimmung würde dauernde Abhilfe nicht bringen. Die Gräuel des modernen Zuhälterwesens spotten aller Beschreibung. Zehn- bis fünfzehjährige Knaben, die Dirnen Portier- und Auslauferdienste leisten, sechzehn- bis achtzehnjährige Buben, die schon wegen Kuppelei bestraft werden, sind mir erst in jüngster Zeit wieder begegnet. Die Polizei sucht den Zuhältern durch Polizeiaufsicht das Handwerk zu legen, vorausgesetzt, daß der Zuhälter so offenkundig und dumm sein Handwerk treibt, daß er dadurch der Polizei auffällt. Für gewöhnlich deckt er sich der Polizei gegenüber durch irgend ein Gewerbe als Hausierer u. s. w. Den Unannehmlichkeiten der Polizeiaufsicht weiß der Zuhälter ganz schlau zu entgehen. Neuerdings wollte man nun, aufgeschreckt durch den Einblick in die grauenhaften Verbrecherhöhlen des Berliner Zuhältertums, durch die sogenannte Lex Heinze eine Bresche in die erschreckende Ausbreitung des Verbrechertums legen. Lange genug hatte man die Warnungen, daß das Prostitutionswesen und das Zuhältertum die Quelle und das Asyl des ganzen Verbrechertums sei, überhört. Allgemach erschrak man davor, daß die Unsittlichkeit gewisser höherer Kreise vergiftend und

verpestend auf das Volksleben gewirkt und bei der Hefe die roheste, brutalste Form angenommen hatte. Mit Verschärfung der Disziplinarmaßregeln im Gefängnis hoffte man dem Uebel zu steuern, denn darauf läuft im wesentlichen die Lex Heinze hinaus. Eitle Hoffnung. Die härtesten Disziplinarmaßregeln, dazu rechne ich den Hunger, haben ihre gesetzliche Grenze an dem Punkt, wo der Arzt sein Veto einlegt, und mit Recht einlegt; denn an der Gesundheit zu schädigen ist inhuman, ist unchristlich, ist auf die Dauer unmöglich. Sollte die inzwischen verschwundne Lex Heinze Gesetz werden, dann ist der Gesetzgeber und das Publikum beruhigt, aber die alten grauenhaften Zustände werden ruhig weiter bestehen. Kleine Mittel helfen bei einer chronischen Krankheit nicht, sondern nur eine gründliche Radikalkur, zu der man früher oder später nach Ueberwindung aller nationalökonomischen, materialistischen Bedenken sich doch der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe wird entschließen müssen. Sie wird im wesentlichen darin bestehen, daß die Unzucht als solche nicht kontrollirt, sondern empfindlich, wenn nötig, auf unbestimmte Zeit bestraft und daß der Zuhälter gleichfalls dauernd unschädlich gemacht wird, damit dieses Gewerbe nicht mehr so verlockend ist wie heute, sondern jedem, wenn er keinen Abscheu mehr davor empfindet, so doch eine heilsame Furcht und unheimlichen Schrecken einflößt.

Den Zuhältern nahe verwandt, oft dieselbe Person, ist der gewerbsmäßige Glücksspieler, auch „Bauernfänger" genannt, der mit dem Kümmelblättchen seine Opfer um Geld und Gut zu bringen versteht. Der § 284 des St.-G.-B. bedroht das gewerbsmäßige Glücksspiel mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, woneben auf Geldstrafe von 300 bis 6000 Mk. sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann. Was sind zwei Jahre Gefängnis einem Gauner? Lachend antwortete mir ein solcher: Mehr wie zwei Jahre darf der Richter mir ja doch nicht geben. Lächelnd gesteht ein andrer zu, daß ihm seit so und so vielen Jahren jetzt zum erstenmale wieder das Glücksspiel nachgewiesen worden sei. Hohnlachend, nicht ohne grausame Ironie bemerkt ein dritter, der zum fünftenmale deshalb bestraft worden ist (das erstemal mit 12 Monaten, das zweitemal mit 6 Monaten, das drittemal mit 18 Monaten, das viertemal mit 18 Monaten, jetzt zum fünftenmale mit 12 Monaten Gefängnis): Das unschuldige Spielchen haben wir von den Herren Offizieren gelernt. Warum hat man hier in unbegreiflicher Milde dem Richter nicht ganz energische Zuchthausstrafen in die Hand gegeben? So mancher arme Postbeamte, der allerdings als Beamter, aber doch manchmal aus bitterer Not, sich zu Unredlichkeiten hat hinreißen lassen, muß Amtsentsetzung, Familienelend, Ehrverlust, lange Gefängnis- und Zuchthausstrafe ertragen, während solche Gauner der Milde des Gesetzes sich erfreuen. Da wäre eine strammere, energischere Gesetzgebung sehr erwünscht und sehr berechtigt.

Allerdings steht ja nach der Entlassung der gewerbsmäßigen Verbrecher aus dem Zuchthaus und dem Gefängnis der Polizei ein sehr scharfes Mittel zu Gebote, dem Treiben dieser Elemente Einhalt zu thun, die Polizeiaufsicht. Leider aber ist diese ein sehr zweischneidiges Schwert. Es ist ein Axiom der Verbrecherwelt: der Staat erzieht selbst seine Verbrecher. Der Sinn dieses Wortes ist in der Thatsache zu finden, daß, wenn wirklich ein Mensch durch die lange Reihe von Jahren Zuchthaus, die er verbüßt hat, klug geworden, sich darum bemüht, als ehrlicher Arbeiter sein Brot zu verdienen, dies ihm nicht nur durch den Pharisäismus, die Engherzigkeit und das Mißtrauen der Gesellschaft erschwert, sondern auch durch die Tappigkeit und Taktlosigkeit der Schutzleute vereitelt wird. Ist ein unter Polizeiaufsicht stehender Mann in Arbeit, dann kommt alle Augenblicke ein Schutzmann und erkundigt sich bei dem Arbeitgeber nach seinem Verhalten. Arbeitgeber und Mitarbeiter werden stutzig. Das Ende vom Liede lautet: entlassen. Wiederholt sich dieser Prozeß drei- oder viermal, dann verliert ein ohnedies nicht willensstarker Mensch den Mut, und er greift in unsrer Zeit der furchtbaren Arbeitslosigkeit wieder zur Gewalt, wird wieder ein Dieb, Einbrecher, Räuber u. s. w. Jene Leute, die die Polizeiaufsicht treffen müßte, die Zuhälter, Tagediebe, Müssiggänger u. s. w., bekümmert die Polizeiaufsicht fast gar nicht, den ehrlich Strebenden, reumütig nach einem neuen Leben sich Sehnenden reißt sie oft mitten aus seiner Arbeit und damit aus seinen Vorsätzen heraus. Kein Mensch wird sich verhehlen, welch eine schwierige Aufgabe der Polizei mit der Polizeiaufsicht gegeben ist. Sie soll das Publikum schützen, und doch ließe sich manchem armen Schlucker helfen, wenn die Polizeiaufsicht nicht so schematisch, nicht so interesselos oft ausgeübt und die Liebesthätigkeit der Gefängnisvereine u. s. w. dadurch lahm gelegt würde.

Um diesem Rückfall vorzubeugen, und den Entlassenen den Weg in die Gesellschaft zu ebnen, wirken seit langer Zeit die Gefängnisvereine und Gefängnisgesellschaften. Die allen solchen Vereinen als Muster vorschwebende Gesellschaft ist die von Fliedner einst begründete Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft.*) Die schwierigste Aufgabe aller dieser Vereine, die sie bis jetzt alle noch nicht in genügender Weise haben lösen können, ist die Beschaffung von Arbeit. Es dürfen zwischen Entlassung aus der Anstalt und Eintritt in die wieder erlangte Freiheit keine Ferienpausen treten, denn gerade diese Zeiten sind der Fallstrick, der energielose, aber nach gierigem Genuß lechzende Naturen mit energischer Gewalt am Bösen festhält und nicht wieder losläßt. Würde es einmal gelingen, alle zur Entlassung kommenden Strafgefangne sofort in Arbeit, und zwar in lohnende, zum Lebensunterhalt genügende Arbeit zubringen, würde es gelingen, Gefängnisvereine mit nicht bloß zahlenden Mitgliedern zu gründen, sondern weitherzige Arbeitgeber zu sammeln, die die Schuld vergangner Zeiten ausgestrichen sein lassen: 90 Prozent der jetzt immer wieder rückfällig werdenden Verbrecher, die an dem Pharisäismus der Gesellschaft oder an der Gewinnsucht von Ausbeutern, die an Entlassenen billige Arbeitskräfte suchen, oder an der Ungeschicklichkeit irgend welcher Organe scheitern, würden für die Gesellschaft gerettet sein. Dazu wäre es nicht nötig, den Leuten etwa viel Geld in die Hand zu geben; woran es fehlt, das ist Arbeit. H R

Ueber Wissenschaft und Religion

Angeeignetes und Erlebtes

2

Daß der Protestantismus zur Zeit aus der doktrinären Epoche heraustritt, ist offenbar. Ihn schauert aber noch vor dem Ernste der Aufgabe, die nun seiner wartet. Um ihr zu entfliehen, wird er vielleicht eine Art Katholizismus werden, ohne den Buchstaben der Augustana zu verletzen.

* * *

Jede Zumutung, die in der Ueberlieferung der christlichen Religion ausschließlich an den Verstand gestellt wird, lähmt die ernsten Forderungen, die diese Religion an den Willen und die Gesinnung richtet. Durch das Sacrificium intellectus kaufen sich viele von dem Gebote frei, ihr Fleisch zu kreuzigen samt den Lüsten und Begierden.

* * *

Es giebt ganz absurde religiöse Lehren, die preiszugeben nicht ohne Gefahr ist, weil sie Gewissenhaftigkeit, Demut und zarte Empfindungen hervorgerufen haben oder diese Tugenden sich doch an ihnen aufrankten wie die Rebe am Holze.

* * *

Wenn der Mensch auch nicht mehr das Bedürfnis besitzt zu glauben, so hat er doch das Bedürfnis bewahrt, so zu fühlen, wie in den Zeiten, da er glaubte — sagt ein feinsinniger Franzose; aber tiefer und freudiger bekennt ein Deutscher: Trotz aller Zweifel des Verstandes bleibe die Religion unverrückt in den Herzen der Christen, die ein inneres Gefühl von dem Wahrhaften derselben hätten.

* * *

Gar mancher glaubt nicht mehr, und weiß es doch selbst

*) Vgl. Chronik der Christlichen Welt, Jahrg. 1893 Nr. 46, Jahrg. 1894 Nr. 43.

nicht: er ist nur noch der Polterer oder der Sophist seines frühern Glaubens.

* * *

„Erlösung“ ist in unsrer heutigen Gesellschaft kein hoffähiges Wort mehr, sie will höchstens etwas „Religiös=Sittliches“ hören; aber im Stillen trachtet ein jeder nach Erlösung, sei es auch nur durch Betäubung.

* * *

Das ist die rechte Erlösung, die uns zerschlägt und aufrichtet. Der Mensch findet sein höheres Selbst nur in einem Höheren, dem er sich ganz hingiebt, seine Freiheit nur in dem gebieterischen Muß der Liebe. Amor dei, beata necessitas boni*) — damit ist alles gesagt.

* * *

Kräfte und Krücken kommen aus einer Hand.

* * *

Sobald die feierlichen Fragen des Gewissens und der Religion auf dem öffentlichen Markte auftauchen, sammelt sich noch immer alles um sie; aber daß man sich ihnen mit reinen Händen nahen muß, daran denken die Wenigsten.

* * *

Quieta non movere**) ist, wie ein großer Staatsmann gesagt hat, eine wichtige diplomatische Maxime, und alle unsre Kirchenpolitiker handeln nach ihr. Sie sind die geborenen Gegner jeder Reform; sie thun recht daran, sie sich abzwingen zu lassen.

* * *

Die Zionswächter fallen zu allen Zeiten ohne Uebergang aus dem unendlich Großen in das unendlich Kleine, aus der Liebe in den Haß.

* * *

Auch in dem Fanatismus und selbst in der Verleumdung soll man den Eifer um ein heiliges Gut zu finden suchen. Aber es ist nicht immer leicht, sich mit Liebe oder doch gutem Humor aus dem neunzehnten ins dreizehnte Jahrhundert zu versetzen und dem Gegner das Beneficium traditionis***) zuzuerkennen.

* * *

Aus einem erkannten Irrtum vermag keine Anstrengung des Willens Nahrung zu ziehen.

* * *

Die Dinge haben ihre eigne Logik — was hilft es dir, rastlos dem Mittag zuzuschreiten, wenn die Scholle, die du ahnungslos betreten hast, gen Mitternacht treibt?

* * *

Historia non facit saltum†) — darum Geduld!

* * *

Exsurge, veritas, exsurge et quasi de patientia erumpe!††)

* * *

Wer einen unwahrhaftigen Zustand aufdeckt, wird von der Menge „Lügner“ gescholten und öffentlich gebrandmarkt. Die Märtyrerkrone schmerzt nicht, dies Brandmal schmerzt.

* * *

Wie viele hohe Ideen konnten der Welt nur durch eine Idololatrie begreiflich gemacht werden! Solange Sache und Symbol noch ungetrennt waren, war es keine Täuschung.

* * *

Viele halten sich in allen Stücken für stark, nur den Spruch,

*) Gottesliebe, selige Notwendigkeit des Guten. Worte Augustins. D H

**) Was still liegt, nicht bewegen. D H

***) Die Wohlthat der Ueberlieferung. D H

†) Die Natur macht keine Sprünge — der alte Spruch ist hier auf die Geschichte angewandt. D H

††) Erhebe dich, Wahrheit, erhebe dich, schüttle die Langmut ab und brich hervor. D H

daß man den Schwachen kein Aergernis geben soll, beziehen sie auf sich.

* * *

Manche suchen die Wahrheit auf, um sie dann besser verstecken zu können.

* * *

Ein Gelehrter kann oft nicht mehr sein als ein Agent provocateur der Wahrheit — traurig genug, aber die Unwahrheit unterhält noch viel zahlreichere Agenten.

* * *

Non aliunde prodimur quam de bono nostro.*)

* * *

Nichts macht so müde und schließlich auch so schwach, als immer gerecht zu sein.

* * *

Wer keine Ueberzeugung hat, lügt immer, er mag sagen, was er will.

* * *

Reden ist Silber und Schweigen ist Gold, ein wahres Sprichwort; aber wie verworren ist eine Welt, in der so oft Schweigen das beste Teil sein muß!

* * *

Das Gewissen und die Wahrscheinlichkeit sind nicht immer sichere Führer; aber sicher stürzt der in Abgründe, der sich ihrer entschlägt.

* * *

. . . Betrübtres hab ich nicht gesehn
Als jüngst an einem Schmetterlinge:
Der wollt aus seiner Pupp entstehn
Und wußte nicht, wie ers vollbringe;
Nicht wollt ihm auseinandergehn
Die krüppelhaft verschrumpfte Schwinge. . . .

* * *

Ecce labora et noli contristari!**)

* * *

Wir sind gegen nichts strenger als gegen eben abgelegte Irrtümer.

* * *

Ein Zweig von seinem Nachbarzweig losgehauen, ist damit notwendig auch vom ganzen Baume abgehauen. In der Jugend glaubt man das nicht, im Alter fühlt man es.

* * *

Warum sollen wir nicht sorgen? Weil wir nicht wissen, was wir bedürfen und wovon wir leben.

Parsifal

Als am 19. Juli vorigen Jahres die dichten Scharen der Bayreuthpilger dem Festhügel zustrebten, um der ersten diesjährigen Aufführung des Parsifal beizuwohnen, wurde allen, die es nicht weigerten, die Nummer 28 der Ethischen Kultur, Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen, in die Hand gedrückt. Darin war auf den ersten Seiten ein warm und gewandt geschriebener Aufsatz „über den ethischen Gehalt des Parsifal“ zu lesen, während auf den letzten allerlei bedeutsame Aussprüche aus Richard Wagners Werken abgedruckt waren. Vermutlich hat die Gesellschaft für ethische Kultur noch etwas andres mit dieser Massenspende bezweckt als lediglich uneigennützige Belehrung: sie hat die Aufmerksamkeit auf sich oder auf ihr Blatt lenken und Anhänger werben wollen. Aber es bleibt doch ein eigentümliches Ding, daß es heute möglich ist, den Besuchern eines Opernhauses philosophische Betrachtungen als Begleitschrift mit auf den Weg zu geben, ohne daß einer der Empfänger daran Anstoß nimmt oder solch

*) Nicht unsre Mängel, unsre Gaben, werden uns zu Verrätern. D H

**) Wohlan, arbeite und laß das Trauern schwinden! D H

Gebahren unangemessen findet. Und ich meine, hier liegt zunächst des Rätsels Lösung für den beispiellosen Eindruck, den Wagners Parsifal und neben ihm doch auch die meisten andern Werke des großen Tondichters auf die ungezählten Scharen seiner Hörer und Verehrer machen, ein Eindruck, dessen je länger je weniger auch die sich erwehren können, die in der alten Ueberlieferung vom Opernwesen groß geworden, an dem Werke des genialen Mannes kein rechtes Gefallen zu finden vermögen. Ihre Zahl wird geringer, je mehr ein jüngeres Geschlecht heranwächst, dem diese Dichtungen und Tongebilde nichts Neues und Fremdes mehr sind, sondern die nun gelernt haben, an musikalische Darbietungen auf der Schaubühne höhere dichterische, ausgesprochnere nationale und ernstere sittliche Forderungen zu stellen, als man das bis Wagner gemeinhin gewohnt war. Denn auch des Bayreuther Meisters musikalische und dramatische Gegner werden im allgemeinen den Inhalt und die Form der Wagnerschen Werke über das Meiste, was bis dahin auf diesem Gebiete gebräuchlich war, hoch emporheben müssen, wenn anders sie sich ein einigermaßen unbefangnes Auge bewahrt haben und das Neue nicht nur darum verwerfen wollen, weil es eben neu und ungewohnt ist. Es giebt auf dem weiten Gebiete des Schrifttums keinen Zweig, der so verschwindend wenig Gutes gezeitigt und keinen, der Kläglicheres zu Tage gefördert hat, als die Gattung der Operntexte. Es war kein Gegenstand zu widersinnig, keiner zu läppisch, keiner zu frivol, keiner zu fremdländisch, der nicht seinen Operndichter und seinen Komponisten gefunden hätte. Mit was für elendem Zeuge haben sich da die großen Tonmeister der klassischen Zeit herumgeschlagen! Mir ist bei den Parsifalszenen im Gralstempel wiederholt Mozart eingefallen. Wie stand auch ihm gleich Wagner die Kraft der Darstellung weihevoller Erhabenheit und sanfter Feierlichkeit mit einfachen Mitteln zu Gebote. Die Sarastroarien und die Priesterchöre in der Zauberflöte geben davon beredtes Zeugnis. Aber wie bleibt der Eindruck, den sie hervorrufen, zurück hinter dem, den die Märsche und Gesänge der Gralschöre im Hörer machtvoll erwecken, weil ihre Worte zu einfältig, ihr ganzer Zusammenhang im Rahmen dieses albernen Schikanederschen Machwerkes ein zu unerquicklicher ist. Und wie unsittlich und anwidernd sind die Textbücher von Figaros Hochzeit und Don Juan! Nach ethischem Gehalt schaut man in dieser ganzen Opernlitteratur zumeist vergebens aus; und suchte man aus diesen breiten Bettelsuppen die Libretti heraus, die für ihre klassische Musik eine wirklich deutsche, wirklich dichterische, wirklich gehaltreiche Grundlage böten, man würde kaum an ein paar andre Namen denken können als an Beethovens Fidelio und Webers Freischütz.

Und wenn dem altherkömmlichen Opernelend gegenüber, bei dem es schließlich nur darauf ankam, die Theaterbesucher ein paar flüchtige Stunden angenehm zu zerstreuen, zu „amüsiren," Richard Wagner mit seinen Musikdramen auftrat, die den ganzen Menschen ernstlich beanspruchen und nicht irgend eine unter vielen Künsten, sondern die Kunst darstellen sollen, die alle andern Künste in sich vereinigt; wenn er es meisterhaft verstanden hat, für die alten Tannhäuser- und Lohengrinsagen eine wirklich poetische und dramatische Gestalt und eine sich dem romantischen Sagenstoff wunderbar anschmiegende Musik zu schaffen; wenn er vermochte, ein so deutsches und kerngesundes, bei allem Humor tief ernstes Werk zu ersinnen wie die Meistersinger — so ist zwischen der Oper der Vergangenheit und diesen Musikdramen der Gegenwart allerdings ein unermeßlicher Unterschied; und wir könnens ruhig aussprechen, daß dort auch ein sittlicher und künstlerischer Fortschritt zu finden ist, wo ernste Leute über den ethischen Gehalt einer Tondichtung nachzudenken Neigung haben.

Auch Wagner hat nicht immer erfolgreich erreicht, was er erstrebte. Als er in dem wesentlich von Schopenhauerscher Weltanschauung beeinflußten Zeitraum seines Wirkens die Nibelungensage nach seiner Weise dramatisirte, hat er dem alten deutschen Sagengehalt nur allzusehr das Gepräge des eignen Denkens aufgedrückt, den alten klaren und herben Sinn verflüchtigt und aus den kräftigen germanischen Göttern und Helden gar weltschmerzlerisch moderne Menschlein und Götterlein gebildet; aber der tiefe sittliche Ernst, mit dem er begeistert auch diese Werke schuf, soll ihm auch solchen mehr oder weniger verfehlten dichterischen Leistungen gegenüber hoch angerechnet und dankbar gewürdigt werden. Einen kühnen Wurf, der sein Ziel treffsicher erreichte, hat Richard Wagner aber gethan, als er den Parsifal schuf, sein Meisterwerk und recht eigentliches Vermächtnis an sein deutsches Volk, ein Werk, das nicht nur im allgemeinen ethischen Gehalt in sich birgt, sondern ausgesprochnermaßen christlichen Gehalt, da es sich seinem Sinne nach und zumeist auch in der äußern Form lediglich in christlichen Gedankenkreisen und christlichen Redewendungen bewegt, auch einer altchristlichen Sage entlehnt ist, die unmittelbar in den Herzpunkt des Christenglaubens hineinführte.

Ueber den christlichen Gehalt im Parsifal ist in der Christlichen Welt wiederholt geschrieben worden. 1892 hat Max Allihn*) diesen christlichen Gehalt wesentlich eingeschränkt oder ganz bestritten und einem Pfarrer aus der Bayreuther Gegend gegenüber, der seinen Gemeindegliedern den Besuch des Bühnenweihfestspiels als für ihre Erbauung förderlich empfohlen hatte, die Möglichkeit und den Wert solcher Erbauung völlig in Abrede gestellt, da hier nicht christlicher Geist, sondern — ich habe den Aufsatz nicht zur Hand und zitire nicht wörtlich, sondern der Erinnerung nach und absichtlich zur schärfern Hervorhebung mit Schlagworten — modern buddhistischer, selbstsüchtig weltverneinender Geist sein Wesen treibe.

Demgegenüber hat 1893 Arthur Seidl**) das Christentum Wagners überhaupt und insbesondre das des Parsifal eingehend dargelegt und verteidigt und ist bis zu dem Schluß gekommen, daß dieses Christentum das Beste aus dem Protestantismus, nämlich thatkräftige Weltdurchdringung, und das Beste aus dem Katholizismus, nämlich beschauliche Weltverneinung, in Einem beisammen enthalte als Weltüberwindung, somit eine höhere Stufe des Christentums darstelle, als die beiden Sonderbekenntnisse zur Erscheinung brächten, das einige Christentum voll Liebe, Glaube und Hoffnung, wie es das eigentliche Evangelium wolle.

Nach meiner Auffassung der Sachlage kann ich keinem der beiden Schriftsteller ohne weiteres Recht geben, obgleich ich mich mehr zu dem zweiten hingezogen fühle, weil dort dem Parsifal die rechte Stelle im gesamten geistigen Entwicklungsgange Wagners angewiesen, er auch nicht lediglich aus sich selbst, sondern im Zusammenhange der übrigen Werke des Meisters gewürdigt, endlich auch weniger vom theologischen Schulstandpunkt aus betrachtet wurde. Zweifellos war die Seidlsche Begründung und Verteidigung des Christentums bei Wagner und im Parsifal bei aller Begeisterung für den Meister maßvoll und klar, dazu auch für die meisten Leser der Christlichen Welt vermutlich neu und angenehm überraschend. Ich glaube in der That nicht, daß man diesen und ähnlichen Ausführungen gegenüber die Rede von der unchristlichen Gesinnung Wagners und seines Werkes wird aufrecht erhalten können. Aber an dem gedachten Auffsatze wird man aussetzen dürfen, daß er bei Darstellung dieses Parsifal-Christentums als der höhern Einheit und Vollendung, so fromm sie lautet und so wohlthuend sie wirkt, doch den Boden der Wirklichkeit etwas unter den Füßen verliert und gelegentlich ins Phantastische und Unklare verfällt.

Bei Allihn begrüße ich jene Nüchternheit im Urteil freudig, die dem Ueberschwang Wagnerschen Empfindungslebens und noch mehr der Ueberschwänglichkeit Wagnerscher Schulmeinungen gegenüber nur allzusehr am Platze ist. Aber mir scheint, daß er dieses Christentum des Parsifal etwas zu wenig aus der Wagnerschen Entwicklung heraus beurteilt. Das ist ja eine Wahrheit, die nie genug beherzigt werden kann, daß jeder ein Weltanschauungs*system* bildende Meister und jede solches System ausbauende und verteidigende Schule sich einen gewissen Sprachgebrauch aneignet, der gründlich gelernt sein will, da es nur allzu häufig vorkommt, wie gewisse Worte und Begriffe im Gesamtdenken des Systems einen etwas andern

*) Vergl. Nr. 1 und 2.
**) Vergl. Nr. 41 bis 45.

Sinn erhalten, als der Sprachgebrauch außerhalb der Schule damit verbindet. Solche umgeprägten Ausdrücke zeitigt auch jede theologische Schule. Um ihre Verkennung, Klarlegung, Erläuterung pflegt sich der Kampf der Schulgenossen und der Draußenstehenden zumeist vorzugsweise zu drehen. So verlangt auch die Sprache Wagners ein gewisses schulmäßiges Eingehen auf ihre Herkunft und ihre Bedeutung für seine Gesamtanschauung. Dann wird man merken, wie diese Ausdrücke zum Teil einigermaßen anders gebraucht werden, als das gemeinhin geschieht, und zum Teil unter fremdklingendem Laut doch gut christlichen Sinn bergen. Hierzu gehört etwa das vielfach von ihm gebrauchte Wort Erlösung u. a. m.

Ich möchte aber nicht in begriffliche Darlegung geraten und dieses Parsifal-Christentum sozusagen mit der landläufigen Dogmatik und ihrer Sprache vergleichen und an ihr messen, sondern nur in Kürze auf das hinweisen, was der empfängliche Schauer des Festspiels an christlichem Leben und christlichen Gedanken — ohne besondre Pressung des Textes — bei der Aufführung wahrnimmt. Es ist die alte Sage vom Gral, jener Schale, in die Christi Blut vom Kreuze floß, gehütet von heiligen Rittern, die vermöge ihrer sittlichen Reinheit zu diesem Dienste berufen werden. Nicht rohe Gewalt öffnet den Zugang zum Heiligtume, sondern der Gute, der Mitleidige allein wird aufgenommen. Der Gral sendet seine Ritter in alle Welt, um den Schwachen beizustehen, den Unglücklichen zu helfen, die ungerecht Verfolgten zu verteidigen. Namenlos, unbekannt bleiben des Grals Ritter draußen in der Welt und kehren heim, wenn sie ihr Werk gethan haben. Christi Beispiel, der ihnen immer vor Augen ist, stärkt sie; seine Liebe zu aller Kreatur erfüllt ihre Herzen.

Wer der sündigen Versuchung erliegt (Amfortas), verfällt furchtbarem Siechtum; für den Gefallnen, den die begangne Schuld seiner Kräfte beraubt hat, ist es die größte Qual, immer wieder von neuem seiner eignen Verworfenheit gewahr werden zu müssen. Nur der Reine, der „Thor," der nichts weiß von den Ränken und Schlichen der Welt, der Wissende, dem das Mitleid mit der Qual des Menschenbruders nicht nur die Augen öffnet, sondern ihm auch die Wege zeigt, die zu seiner Befreiung führen — dieser ist, der die Erlösung bringen kann. Im Kampfe gegen eine Welt voll lockendem Glanz, voll Trug und List reift dieser Mensch. Nicht die unbewußte, sondern die erprobte Reinheit machen ihn stark, um sein Erlösungswerk auszuführen.

Ich möchte hier die treffenden Worte Seidls, auf dessen Aufsätze, namentlich deren Schluß ich ausdrücklich noch empfehlend verweisen möchte, und sein bedeutungsvolles Zitat aus Wagners Schriften anführen:

> Nicht ein vermenschlichter Jesus, sondern eine Vermenschlichung der Erlösungslehre Christi ist Parsifal, der Held und vor allem das Drama. Sein Ausgangspunkt, Tendenz und Meinung kann nur sein, was Richard Wagner für jeden Christenmenschen als verbindliche Lehre bezeichnete, wenn er sagte: „Die ungeheure Schuld des Daseins nahm ein sündenlos göttliches Wesen auf sich und sühnte sie mit seinem eignen qualvollen Tode. Durch diesen Sühnungstod durfte sich alles, was atmet und lebt, erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Nachahmung begriffen wurde."

Das sind aus der Dichtung ungezwungen herausgenommen ihre Grundgedanken, so ist ihre Tendenz, sozusagen die Moral von der Geschichte. Ich glaube nicht, daß man ihnen ernstlich die Christlichkeit wird absprechen dürfen, meine vielmehr, daß ein unbefangner Christ von der Bühne her vielfach eigne Erfahrungen, Stimmungen, Kämpfe und Siege wiedergespiegelt sehen wird. Dieser Eindruck wird wesentlich dadurch gesteigert, daß sich die ganze Handlung vielfach in christlichen Redewendungen abspielt und sich in christlichen, ja auch gottesdienstlichen Gebräuchen bewegt. Wir sehen die Gralsritter in ihrem Heiligtum das Liebesmahl feiern, während die Einsetzungsworte des Abendmahls feierlich ertönen, wir sehen das Sinnbild des heiligen Geistes, die Taube, auf die versammelte Gemeinde herabschweben als sichtbares Zeichen der neu sich offenbarenden Gottesgnade, wir sehen die heilige Lanze, womit des Heilands Seite durchstochen wurde, wir sehen den zauberhaften Glanz und Frieden, der sich alter christlicher Sage nach am

Karfreitagmorgen auf die Fluren lagert; und das alles bann uns mächtig und erhebend in christliche Gedankenkreise un Empfindungen. Mancher dieser sinnbildlichen Züge komm freilich auch der Spielerei nahe, und mancher, wie etwa di Fußwaschung, grenzt an das, was einem zart empfindende Christengemüt wird schwer auf einer Bühne zu sehen. Alle in allem aber wird man zugeben müssen, daß der Gesamt eindruck der Dichtung und bei der Aufführung des ganze Werkes die Stimmung echt christlich ist. Und wunderba stimmt dazu die herrliche Musik, die mit so einfachen Mitteln und schlichten Motiven das Ungeheure verdeutlicht und zum reinen frommen Ausdruck bringt.

Nun soll damit nicht gesagt sein, daß dieses Festspie durchweg ein Christentum predige, wie ein evangelischer Pfarre das etwa möchte zur wirklichen Erbauung im Glauben. Di Nachwirkungen des Schopenhauerschen Einflusses haben sich be Richard Wagner doch nicht ganz verflogen; so mancher Zug der der Gedankenwelt dieses Weltweisen entnommen ist, fäll störend in den Gesamteindruck hinein, und nach meinem Ge schmack spielt das, was Seidl die Weltverneinung nennt, ein zu große Rolle. Da bleibt von dem frühern Wagner de Nibelungenringes doch noch zu viel hängen von Weltflucht un Verneinung des Willens. Auch scheint das ein bleibende Merkmal seiner Schule sein zu sollen, denn dieses selbe allz verneinende flüchtende Element nahm ich unlieb wahr bei den bedeutenden, auch aus tief sittlichem Ernst herausgeborne Jugendwerk eines seiner trefflichsten Schüler, Richard Strauß der in seinem — vorigen Winter zuerst aufgeführten — Musik drama Guntram wohl Streiter der Liebe darstellt, die mitten in dieser Welt voll Kampf den Frieden verkündigen sollen, die dann aber auch den einen unter ihnen, des Dramas Helden Guntram, so weltflüchtig sein eigentliches Werk aufgeben läß Seidl führt diesen weltverneinenden Bestandteil der Wagnersche Anschauung auf das katholische Element in seinem über de Konfessionen stehenden Christentum zurück.

Es ist etwas Wahres an dieser Auffassung, wenn hie persönlich Empfundnes als wirklich Vorhandnes angesehe werden darf. Mich ergriff beim Hören des Parsifal mächti eine Jugenderinnerung. Es war (oder ist?) Dresdner Sitt daß nach beendigtem Vormittagsgottesdienste auch evangelisch Christen — Lutheraner und Reformirte — zur katholischen Ho kirche gingen, um dort — oft noch das Gesangbuch unter Arm — dem feierlichen Hochamt beizuwohnen. Natürlich wa es die von Künstlern hohen Ranges aufgeführte Kirchenmusi die man hören wollte, und auf das Drama des Meßopfers das vorn am Hochaltar die Priester mit den Ministranten au führten, achtete man wenig. Aber es kam doch das Aeußer Augenfällige, eben die Handlung der Priester unter den Weih rauchwolken am bildgeschmückten Altar in dem überaus würdige in edler Einfachheit mächtig wirkenden Kirchenraume dazu, da die ganze musikalische Feier etwas besonders Weihevolles bekam und es hat wohl niemand ein Unrecht darin gesehen, als Pro testant hier den heiligen Tönen mit zu lauschen, sozusagen ei Forttönen jener Klänge aus dem obern Heiligtum, die dur den vorangegangnen evangelischen Gottesdienst in der See der Andächtigen angeschlagen worden war. Daß es ähnlic Mischempfindungen von frommer Andacht und künstlerische Genuß waren, die den Dresdner beim Anhören des Parsif wieder überkamen, erklärt sich zur Genüge noch besonders a dem Umstande, daß das immer wieder tönende Gralsmotiv fa genau jene feierliche, gleichsam dem Himmel zueilende Wei zeigt, die aus der alten Kirche übernommen, noch jetzt in d katholischen Hofkirche zu Dresden als Responsorium vielma gesungen wird.

Sicherlich möchten wir Pfarrer lieber eine andre Erbauun als die durch ein wenn auch heiliges Schauspiel für Aug u Ohr hervorgerufne, mehr als ein in frommem Kunstgenu empfindungsseliges Durchschauern des Herzens. Wir möcht vor allem auch klare Vorstellungen in den Köpfen haben, u zumal der Wille soll durch die Erbauung der Gemeinde kräft angeregt werden zur Bethätigung des Christenglaubens in d sauren Woche. Darum aber sollen wir die den Sinnen u

dem Gemüt durch Symbolik vieles reichenden schönern Kultusbestandteile nicht gering achten. Vielen unsrer Zeitgenossen, auch wohlmeinenden und frommen, ist gerade die Sehnsucht nach dem Schönen im Gottesdienste besonders lebhaft, und ihnen bietet etwa ein feierliches katholisches Hochamt oder auch eben die Aufführung des Parsifal das, was sie sich wünschen. Schon kommen wir selbst dieser Sehnsucht nach Verschönerung des Gotteshauses und des Gottesdienstes allenthalben entgegen. Reicher sind in der lutherischen Kirche die liturgischen und unliturgischen Gesänge geworden, prächtiger auch schmücken die Reformirten ihre Gotteshäuser als sonst. Kirchliche Festspiele werden überall gern aufgeführt. So mögen wirs wohl verstehen, so gewiß wir auch darin den Gipfelpunkt und den Zweck christlicher Erbauung nicht sehen wollen, wenn im Parsifal gerade jenes Ineinanderverwobensein des Schönen mit dem Heiligen, des Erfreuenden mit dem Erhebenden vielen geradezu zu einer Art Offenbarung wird. Viele, und ich kenne ernste Leute unter ihnen, haben bezeugt, daß sie durch den Parsifal dem Christentum wieder gewonnen worden sind, ja daß sie in ihm den Heiland erst wieder gefunden haben; vielen ist dieses Festspiel ein wirklicher Gottesdienst. Ich denke zu evangelisch, um das in allen Stücken recht und gesund heißen zu können; aber der Weihestimmung, die über mich kam in jenen Stunden, habe ich mich auch nicht erwehren können. Und ich habe sie sicherlich nicht als eine Hemmung meines persönlichen Christentums ansehen können. Gleich mir aber ist es vielen ergangen.

Etwas aber fand ich doch dort, das mir bis dahin ziemlich fremd war: die gewaltige Größe Richard Wagners. In diesen Stunden hat er mich an sich gefesselt, und seit ich dann weiter dem nachging und nachsann, was er und die Seinen, d. h. seine echten Schüler nach ihm wollen, so empfand ich, daß diese Männer uns Freunden der Christlichen Welt lange nicht so fern stehen, wie es manchmal scheinen möchte, und daß wir uns sicherlich nichts vergeben, wenn wir die in ernster Gedankenarbeit nach ihrem Sinne für die Erweckung christlichen und deutschen Lebens in unserm Volke Ringenden als willkommene Bundesgenossen bei unserer Arbeit mit anzusehen uns gewöhnen. Denn das war eben das Hocherfreuliche in jenen Parsifalstunden, daß ich nicht nur einen großen Weisen fand, deren haben oder hatten wir größere als ihn; auch nicht nur einen großen Dichter — wir haben größere besessen; auch nicht nur einen großen Musiker — auch andre haben herrliche Töne erklingen lassen; aber daß dieser Große im Reich der Geister kein „unbewußter Christ,“ geschweige ein „dezidirter Nichtchrist“ war, sondern ein wirklich gläubiger Christ. Sein Christentum ist in seiner begrifflichen Prägung nicht durchweg das meine; ich kann es kritisiren und ergänzen; aber es ihm rundweg abzusprechen habe ich kein Recht und kein Mensch sonst auf Erden. Vielmehr wäre innig zu wünschen, daß die Gestalt und der Geist Jesu uns aus mehr Werken der Kunst und der Weisheit so leuchtend entgegenträte wie im Parsifal. **R. Bürkner**

Verschiedenes

(Unheilbar?) In Kreisen, die besonders intim von dem neusten innerkirchlichen Zwist betroffen sind, auf beiden Seiten, sieht man vielfach keine Möglichkeit der Heilung mehr für den sich immer erweiternden Riß. Diesen Gedanken lieben wäre Frevel, ihn fürchten und doch hegen Kleinmut. Einzelne Personen, auch kleinere Gruppen mögen sich absplittern von unsrer evangelischen Kirche, das ist zu allen Zeiten vorgekommen und wird es immer wieder. Alles Sorgen und Poltern sonst wird dieses Zieles fehlen, denn wir können so wenig auseinander wie die siamesischen Zwillinge. Dafür ist zu viel Glaube und zu viel Wissenschaft, kurz zu viel Gemeinsames auf beiden Seiten, trotz allem.

Der vielangefochtne Vortrag Professor Meinholds ist inzwischen erschienen, mit einem Vorwort von 24 und einem Nachwort von 25 Seiten. Lesen konnten wir die Schrift noch nicht, möchten aber gleich heute auf sie hinweisen. Sie ist betitelt: Wider den Kleinglauben. Ein ernstes Wort an die evangelischen Christen aller Parteien. Von Lic. J. Meinhold, a. o. Professor der Theologie in Bonn. Inhalt: 1. Die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte. 2. Wider den Kleinglauben. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr. 83 S. 1 Mk. R

(Das Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft über Luthers Lebensende) Majunke freute sich in seinem Buche „Die historische Kritik über Luthers Lebensende“ S. 9 konstatiren zu können, daß die Auffassung der Kölnischen Volkszeitung (die am 21. Dezember 1889 seine Darstellung von Luthers Lebensende — vgl. Christliche Welt Jahrgang 1890 Sp. 197 ff. — zurückgewiesen hatte) bis auf eine einzige Ausnahme (Trierer Landeszeitung 2. Januar 1890) innerhalb der katholischen Presse des In- und Auslandes gänzlich isolirt dastehe. Ich kann diese Behauptung nicht kontrolliren. Unter den wissenschaftlichen katholischen Zeitschriften hat das Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, dessen gut katholisch-kirchliche Haltung über allem Zweifel erhaben ist, schon 1890 (XI, 375) in einer kurzen Besprechung der Schrift Majunkes und der Gegenschrift Koldes sachlich dem letztern Recht gegeben. Das neuste Heft dieses Jahrbuchs (XV, 1894 S. 811—819) bringt über diese Frage einen Aufsatz von N. Paulus („Ein katholischer Augenzeuge über Luthers Lebensende“), der als ein höchst erfreuliches Zeichen historischer Wahrheitsliebe ehrende Hervorhebung verdient. Der Verfasser führt hier den, wie mir scheint, gelungnen Beweis dafür, daß der von Majunke (Luthers Lebensende S. 11 ff.) und von Kolde (S. 17 ff.) verwertete Bericht eines „Mansfelder Bürgers,“ der, wie Majunke selbst sagt, „im wesentlichen die Erzählung der (von lutherischer Seite stammenden, nach Majunke grob lügenden) »Historia« wiedergiebt,“ ein Bericht, dessen Verfasser „durch einige kräftige Bosheiten sich als Katholik offenbart“ (Kolde), wahrscheinlich von dem an Luthers Totenbett gerufenen Eislebener Apotheker Johann Landau herrührt, und weist außerdem nach, daß sich der 1546 schon erwachsene Sohn dieses Johann Landau, der spätere Ingolstadter Professor der Medizin Adam Landau, im Jahre 1564 in ganz ähnlicher, einen natürlichen Tod Luthers voraussetzender Weise über Luthers Lebensende ausgesprochen hat. Noch mehr als das Hervorziehen dieser katholischen Zeugen gegen Majunkes Konstruktionen ehrt es den Verfasser jenes Artikel im Historischen Jahrbuch, daß er es unterlassen hat, die gehässigen Bemerkungen dieser beiden katholischen Zeugen über Luthers angebliche Völlerei zu verwerten: er sieht durch sie das Thatsächliche des protestantischen Berichts im wesentlichen bestätigt.

„Dies Zeugnis eines Eislebener katholischen Mediziners, der Bericht besonders des Eislebener katholischen Apothekers und Augenzeugen Johann Laudau, die Berichte endlich der protestantischen Augenzeugen — so sagt er am Schluß —, alle diese Zeugnisse dürften wohl genügen, um die erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts entstandne Legende von Luthers Selbstmord für immer aus der Welt zu schaffen.“ Ein „Nachwort“ muß dann aber berichten, daß in Paris neuerdings Majunkes Konstruktion an L. B. Lorrenz (La fin de Luther. 2e edit. 1894) einen siegesgewissen Nachbeter gefunden hat. Paulus weist ihm einige große Thorheiten nach — dieser katholische Polemiker rechnet Emser zu den Reformatoren! — und schließt dann: „Schon im eignen Interesse sollte man sich doch hüten, durch solche Behauptungen sich lächerlich zu machen. Le ridicule tue, sagt der Franzose.“

Protestantische Wissenschaft hat Rom und hat den Katholizismus von mancher lügnerischen Chronique scandaleuse befreit — ich erinnere nur an die Päpstin Johanna —; wir wollen uns aufrichtig freuen, wenn katholische Wissenschaft uns einmal den gleichen Dienst thut. Denn das geben wir zu: einen Majunke wird nur katholische Wissenschaft zum Schweigen bringen können, wenns überhaupt möglich ist. L

(Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise) mit der Leidensgeschichte Abälards. Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Dr. Paul Baumgärtner. Leipzig, Reclams Universalbibliothek 3288 bis 3290. 60 Pfge.

Auf dieses jüngst erschienene, in der Christlichen Welt 1894, Nr. 50 schon genannte Buch glaube ich hier noch ausdrücklich aufmerksam machen zu dürfen. Abälard und Heloise gehören zu den bedeutendsten Menschen aller Zeiten; die Geschichte ihrer Liebe ist von unvergleichlicher Tragik; die zwölf Briefe, die von beiden geschrieben worden sind, als sie längst — und nicht durch Gelübde allein — auf ewig von einander getrennt waren, sind besser als alles andre geeignet, uns diese Menschen verständlich zu machen. Der erste Brief fällt eigentlich außerhalb des Briefwechsels zwischen Abälard und Heloise; hier erzählt Abälard einem Freunde die „Geschichte seiner Leiden“; aber daß er in Heloises Hände gelangte, veranlaßte sie ja mit ihm, ihrem „Ein und Alles,“ den schriftlichen Verkehr wieder aufzunehmen, und an erschütternden Selbstbekenntnissen, jenes Liebesverhältnis betreffend, ist er reicher als die spätern Antwortschreiben Abälards an seine geliebte Schwester in Christo. Für mein Gefühl sind das Gewaltigste die beiden Briefe zwei und vier, in denen Heloise ringt mit einer ebenso grenzen- wie anspruchs- und hoffnungslosen Leidenschaft; schmerzlich berührt es, zu beobachten, wie Abälard eine Liebe, die er nicht mehr erwidern kann, ohne sie zu verletzen, umzustimmen sucht, und in den gelehrten Erörterungen der spätern Briefe kann man oft lange Strecken hindurch vergessen, daß hier der Sänger glühender Liebeslieder zu der redet, deren Namen er in aller Mund gebracht. — Für Unerwachsene sind die Briefe keine geeignete Lektüre, auch nicht für solche, die nach einem ein für allemal fertigen Moralkanon alle und alles beurteilen; aber wer mit geschichtlichem Sinn, fähig, liebevoll und unbefangen sich in fremde Individualitäten und andre Zeiten zu versetzen, sich in diese nicht für Fremde bestimmten Briefe vertieft, wird sich bald aufs tiefste ergriffen, bald zu eigenartigen Betrachtungen angeregt finden. Neben dem Eindruck, daß es ein ewig sich gleichbleibendes Menschliches giebt — Heloise erscheint in manchem fast modern —, spürt er den ungeheuern Unterschied zwischen der Weltanschauung des zwölften Jahrhunderts und der unsrigen, und er muß bekennen, daß vieles, was heute taktlos, unnatürlich, unkeusch heißen würde, in einem andern Zeitalter vornehm, natürlich, edel gewesen ist. Und durch keinen geschichtlichen Roman von Meisterhand würden wir so reichen Stoff zur Erkenntnis von Leben und Streben, von Wissen und Denken jener Epoche empfangen, wie durch diese Briefe zweier

Klosterleute. Die des Lateinischen nicht genügend mächtig sind, schulden sicher dem süddeutschen Theologen warmen Dank, der die große Urkunde hier für jedermann lesbar gemacht hat: die Uebersetzung konnte gar nicht besser sein; auch eine knappe, gut orientirende Einleitung (S. 5—17) hat er beigegeben, doch feinfühlig vermeidet er es, sich irgendwo zwischen den Leser und den Gegenstand der Lektüre zu stellen. Aber auch für Gelehrte wird der unsterbliche Briefwechsel der Heloise mit ihrem Geliebten nur ausnahmsweise so bequem zugänglich sein wie in dieser ebenso handlichen wie gediegnen Ausgabe. J

(Maria und Lazarus) Im letzten Hefte der von Professor D. Guthe herausgegebnen Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins wird eine merkwürdige Inschrift, die 1892 in einer zu Jerusalem erscheinenden Revue biblique zuerst mitgeteilt wurde, nach einem neuen Abklatsch durch Professor Dr. Gelzer in Jena veröffentlicht und besprochen. Sie ist in Cäsarea in Palästina gefunden worden und lautet:

Grabmal eigentümlich [oder zugehörig] der
Maria und dem Lazaros.

Sie gehört wahrscheinlich dem vierten oder fünften Jahrhundert an. Die ersten Herausgeber, die Dominikaner von Jerusalem, meinen, es handle sich einfach um das Grabmal zweier sonst unbekannter Juden der genannten Zeit, und unmöglich ist das gewiß nicht. „Indes läßt sich auch denken — schreibt Professor Gelzer —, daß unter Maria und Lazaros die biblischen Personen zu verstehen sind.“ Zumal die Voranstellung der Maria ist merkwürdig und empfiehlt diesen Gedanken. Professor Gelzer erklärt sich diese Inschrift dann wie folgt:

„In der zweiten Hälfte des vierten und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts war das Auffinden von Propheten- und Apostelgebeinen ein in Palästina sehr blühender und offenbar auch recht lukrativer Industriezweig. Man fand die Gebeine des Patriarchen Joseph, der Propheten Samuel und Zacharias [Sacharja], des Zacharias des Vaters des Täufers, des Stephanus, das Haupt Johannes des Täufers u. s. w. Viele dieser Reliquien wanderten nach der Reichshauptstadt [Konstantinopel]. Es wäre möglich, daß in dieser Zeit auch die angeblichen Gebeine der bethanischen Geschwister nach Kaisareia transferirt wurden, das ja in vorchalkedonensischer Zeit [d. h. bis 451] die geistliche Metropolis [Sitz des obersten Bischofs] von Palästina war.“ F K

Quittung

Für die achtzigjährige Lehrerswitwe gingen ferner ein 20 Mk. von A. K., Bremen; 5 Mk. von S. A., Posen; 1 Mk. von O. B., Betzdorf.

Zusammen 143,25 Mk. Vielen Dank! Bonus

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Hauslehrerstelle

in Frankfurt a. M. sofort anzutreten für Kandidaten mit guter akademischer und gesellschaftlicher Bildung. Näheres durch Pfarrer D. Rade daselbst.

Suche für cand. theol., Seminarkursus absolv., baldigst geeignete Stellung, am liebsten als **Prädikant.** Auf Gehalt kann verzichtet werden.

Pastor Meyer,
Husum bei Nienburg (Hann.).

Einladung zur Subskription für 1895.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an auf die in Hamburg erscheinenden

Fliegenden Blätter
aus dem Rauhen Hause.

Organ des
Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.

Herausgegeben von
Pastor **Lindner**, Generalsuperintendent D. **Baur** und Direktor **Wichern.**

Zweiundfünfzigster Jahrgang 1895.

Jährlich 30 Bogen in 12 Monatsheften. 4 Mk.

Inhalt des Januarheftes: Die Zukunft der innern Mission. Von Oberkonsistorialrat Koehler. — Aus der Arbeit des Centralausschusses für innere Mission. — Not und Verbrechen. Von Superintendent R. Stade. — Gesetzgebung gegen den Sonntagstrunk. Von Dr. W. Bode. — Eben-Ezer. — Nachruf (James Watt †). — Zur Litteratur der inneren Mission. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause.

Wir machen alle Diejenigen, die sich auf dem Gebiete der innern Mission eingehend orientiren wollen, auf vorstehende Monatsschrift aufmerksam. Unmittelbar aus bahnbrechender Missionsarbeit hervorgegangen, hat sie seit Jahren dazu mitgewirkt, die tiefen Schäden unsrer kirchlichen und sozialen Zustände bloßzulegen und dem **Werke der innern Mission** die Wege zu öffnen.

☛ **Probehefte** werden auf direktes Verlangen vom **Rauhen Hause** in **Hamburg gratis** und **franko** geliefert. ☚

Buchhdlgs.-Lehrling
In unsr. **Buch- u. Kunsthdlg.** — Sortim., Verlag u. Antiqu. — findet ein mit den erforderl. Schulkenntniss. ausgerüsteter j. Mann zu Ostern d. J. Stellung **als Lehrling.** Beding. günstig.
Kiel (Reichskriegshaf. — Univ.)
Lipsius & Tischer.
(Inhaber G. H. Lipsius.)

Briefe an einen jungen Theologen
Ein Wegweiser f. d. theol. Studium
von
Dr. Paul Luther,
Pastor
—• Preis 50 Pfge. •—
Verlag von Speyer & Peters
Berlin NW, 7
Vorrätig in jed. Buchhandlung.

Cand. theol. sucht zum 1. Mär[z] 1895 nach absolv. Sem.-Kursu[s] Stellung als Vikar bei einem ältere[n] Pfarrer, mögl. m. Familienanschluß Anfragen bitte zu richten an Herr[n] Pf. **Kellermann** in Witten a. Ruhr

Der unterzeichnete cand. rev. min[.] der 1893 zu Magdeburg da[s] zweite Examen bestanden und si[ch] bisher als Hauslehrer beschäftig[t] hat, sucht zu Ostern Stellung; a[m] liebsten als **Vikar, Hilfsprediger** oder dergleichen. Hauptsache i[st] die Einführung ins praktische Am[t] und Thätigkeit im Dienste der Kirche Finanzielle Seite Nebensache.

Angebote an
Max Schneider, cand. rev. min.
Bleckede a. Elbe.

Bekanntmachung.

Predigerwahl zu St. Pauli in Braunschweig.

Die Pfarrstelle der neubegründeten St. Pauli-Gemeinde hiesige[r] Stadt ist baldigst zu besetzen. Anfangsgehalt 4100 Mk., worunter 200 M[k.] für nicht abgelöste Stolgebühren, steigend von 4 zu 4 Jahren um 300 M[k.] bis zum Höchstgehalt von 5900 Mk.; außerdem 1000 Mk. Wohnungs-entschädigung bis zur Errichtung einer Dienstwohnung.

Bewerbungen sind bis zum 1. Februar 1895 (nicht 15. Janua[r] wie in der ersten Ausschreibung bekannt gegeben) bei dem unterzeichnete[n] Vorsitzenden des Wahlausschusses einzureichen.

Braunschweig, den 22. Dezember 1894.

Justus Leo,
1. Provisor.

Thorwaldsen: Segnender Christus.
35 — 48 — 56 cm
3.— 7.50 10.—M. o. Porto u. Kiste.
Vorzügl. Ausführung in Elfenbeinmasse.
Theol. Antiquariat.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung (Martin Warneck) Berlin W. 9 Linkstraße 4

Kruzifixe in großer Auswahl.
Christl. Unterhalt.-Litt.
Gebrannte Sprüche in verschied. Größ. (z. B. 30:50 cm) Preis 6—10 Mk.
Jeder Spruch wird in 2—3 Tagen angefertigt.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Soeben erschien:
Antiquariats-Kat. Nr. 17
Kirchengeschichte: 2600 Nr.
J. Krause, Halle a. S.

Korbflaschen

☛ **zu Geschenkzwecken sehr geeignet,** mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

In zweiter Aufl. erschien:

Donovan.
Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen
von
Edna Lyall.
Autorisirte Uebersetzung
von
E. Bagge.
Ein starker Band 472 S., geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.
Leipzig, Georg Wigand.

Vergl. Christliche Welt 1893. Nr. 17 und 18.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig